

Band 1128 • 2,50 DM

**BASTEI**

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



## Erbe des Fluchs

Band 1128 • 2,50 DM

Ös 19 / Fr 2,50 / FF 10,00 / BEF 60

LUF 60 / L 3000 / hfl 3,25 / Pts 295

**BASTEI**  
ROMAN





GEISTERJÄGER  
**JOHN SINGER**

Die große Gruselserie von Jason Dark

2. Teil

## ***Erbe des Fluchs***

Ich bin ein Vampir! Ich weiß es! Ich bin der Erbe des Fluchs. Aber ich will leben. Ich will existieren. Auf meine Weise. Und ich nehme den Fluch an. Ich nehme auch mein Leben an. Meine Existenz, die mit der Nacht und der dazugehörigen Dunkelheit verbunden ist.

Jacques Montfour seufzte. Durch diesen Laut unterbrach er seine Gedanken. Er spürte die Kälte über seinen Körper streifen, obwohl er nicht mehr nackt war. Noch vor Anbruch des Tages hatte er sich Kleidung besorgt. Eine Hose, ein Hemd, eine Jacke. So war er jetzt gekleidet wie die heutigen Menschen.

Es war kein normales Frieren. Das Gefühl kam von innen. Es schien an seinen Knochen zu nagen und sie allmählich auffressen zu wollen.

**Deutsche Erstveröffentlichung**

Der Vampir mochte dieses Gefühl nicht. Er fürchtete sich immer davor, bewegungsunfähig zu werden.

Tagsüber ging es ihm nie gut. Da mußte er sich stets ein Versteck suchen, um die Dunkelheit abzuwarten. In dieser neuen Zeit kannte er sich noch nicht so gut aus, aber das Versteck hatte er trotzdem gefunden.

Es war die enge Schlucht innerhalb des Felsens. Er hatte sich auf den Boden gehockt, nicht weit vom leeren Sarg des Hector de Valois entfernt. Ein Mannes, der zu Montfours Zeit gelebt hatte und nun nicht mehr existierte. Ein Verwandter von ihm, aber jemand, wie er unterschiedlicher nicht sein konnte.

Sie hatten voneinander gewußt, sie hatten sich gehaßt, und de Valois hatte versucht, ihn zu vernichten, was ihm jedoch nicht gelungen war. Der Vampir hatte es verstanden, sich zu verbergen, und er hatte zwei Jahrhunderte Zeit gehabt, um auf seine Rache zu warten.

Er lebte, sein Feind nicht mehr.

Wenn er den Kopf nach rechts drehte, sah er das leere Unterteil des Sarges. Er wußte, daß sein Feind einmal hier gewesen war. Es war ihm durch eine geheime Botschaft zugetragen worden, doch nun gab es ihn nicht mehr. Es war vorbei, leer, es gab nur noch ihn. Er brauchte unbedingt das, wovon sich ein Vampir ernährte.

Blut!

Menschliches Blut natürlich. Wenn möglich, warm, frisch und auch dampfend. Das wäre es gewesen. Dann hätte ihn auch nicht mehr die Kälte so angreifen können. Sie war allein aus seiner Schwäche geboren, und das ärgerte ihn.

Er änderte seine Blickrichtung und schaute in die Höhe. Die rauhen und dunklen Felswände engten ihn ein, aber sie wuchsen hoch über seinem Kopf nicht zusammen. Es gab dazwischen eine Lücke, und durch sie konnte er den Himmel sehen.

Er war so weit weg. Er hätte ihn niemals erreichen können, und das wollte er auch nicht. Jacques Montfour wartete darauf, daß sich der Ausschnitt verdunkelte und den Beginn des Abends und die folgende Nacht ankündigte.

In der Dunkelheit lebte er auf. Da würde er seine Opfer bekommen, und er hatte sich schon welche ausgesucht. Es waren die beiden, die ihm entkommen waren. Er hatte es sich anders vorgestellt. Auf der Straße hatte er sie überfallen, aber sie waren in einen Kasten mit vier Rädern gestiegen und entkommen.

Er wußte, wer sie waren. Sein Instinkt, auf den er schon in früheren Jahren so stolz gewesen war, gehorchte ihm auch jetzt. Er hatte schon im wahrsten Sinne des Wortes Blut geleckt, und er würde diese Spur verfolgen.

Das Zittern seines Körpers klang allmählich ab. Zwar hockte Montfour noch auf dem Boden und fühlte sich steif und innerlich eingeklemmt, doch die Dinge entwickelten sich zu seinen Gunsten. Längst hatte sich das Tageslicht über der Schlucht verflüchtigt. Es war dort oben noch hell, allerdings überwog das Grau, so daß er davon ausgehen konnte, daß die Abenddämmerung hereingebrochen war.

Im Sitzen streckte er sich. Seine Arme zuerst, dann auch die Beine, und seine Füße stemmte er gegen die andere Wand. Er trug Schuhe. Auch sie hatte er

zusammen mit der Kleidung gestohlen. Er war auf seinem Streifzug am frühen Morgen durch einen kleinen Ort gegangen. Dort hatte er eine Schaufensterscheibe eingeschlagen und blitzschnell nach den Dingen ge- griffen.

Jetzt fiel er nicht mehr so auf . . .

Langsam stand er auf. Wieder mußte er sich strecken. Dabei bewegte er seinen Kopf. Er schaute nach rechts, dann nach links, war mit dem Dunkel zufrieden und ging dann mit kleinen Schritten auf den Ausgang zu.

Es ging ihm noch nicht so gut. Die Schwäche des Tages hatte er nicht vollständig ablegen können. Sein Gang war noch etwas schwankend, aber die Gier nach Blut drängte sich immer stärker in ihm hoch. Er hatte noch nichts getrunken seit der Er- weckung. Er war leer, ausgetrocknet und nur beim Kampf in der letzten Nacht war es ihm gelungen, ein paar Tropfen abzulecken. Er hatte denn Mann im Kampf verletzt. Vor ihm hatte er auf dem Boden gelegen, aus einer Wunde am Kopf war das Blut geflossen. Ein Anblick, der den Vampir beinahe wahnsinnig gemacht hatte. Er hatte es dann versucht, aber es waren leider nur ein paar Tropfen gewesen, die über seine Zunge geglitten waren.

Das würde sich ändern.

Er schob sich dem Ausgang entgegen. Die schmale Lücke zeichnete sich ab. Dieser Ort war schlimm für einen normalen Menschen, so stand es jedenfalls als Warnung, aber der Vampir kümmerte sich nicht um derartige Dinge.

Diese Schlucht hier war zu seiner neuen Heimat geworden. Hier fühlte er sich am wohlsten. Hier konnte er die schlimmen Tage verbringen und in den Nächten auf die Jagd gehen.

Wie damals vor 200 Jahren, als sich die Menschen noch vor einem Jacques Montfour gefürchtet hatten. Diese Zeiten wollte er wieder zurückholen.

Der Blutsauger erreichte den Ein- gang der Schlucht. Er trat noch nicht ins Freie. Sicherheitshalber blieb er stehen und ließ seinen Blick so weit über die steinige Ebene gleiten wie eben möglich.

Sie war leer, und über ihm schwamm allmählich die Dämmerung des einbrechenden Abends. Er hätte sie sich gern voller Menschen ge- wünscht, um sich dann dort hinein- stürzen zu können. In das pralle Le- ben, dem er durch seine Bisse ein Ende gesetzt hätte.

Besonders den Frauen . . .

Bei dem Gedanken an das weibli- che Geschlecht leuchteten seine Au- gen auf, und die Lippen zogen sich zurück, so daß seine Vampirzähne freilagen. Die Frauen hatten auch in der Vergangenheit bei ihm immer die große Rolle gespielt. Sie waren die wichtigsten in seinem Leben ge- wesen. Er hatte sie fast alle bekom- men. Von der Grande Dame des ho- hen Standes bis hin zur hübschen Dienstmagd. Sie hatten nicht gese- hen und nicht gespürt, mit wem sie es zu tun bekamen.

Er war der Galan, der romanti- sche Verführer, und erst als sie voll unter seiner Kontrolle standen, kam für sie das böse Erwachen. Da hatte er dann brutal und egoistisch zuge- schlagn.

Frauen und Blut . . .

Das war etwas Besonderes für ihn gewesen. Ihr Blut mundete ihm besser. Es schmeckte anders. Es war süßer, und es war wie ein wunderbarer Saft über seine Zunge gelaufen bis hinein in

die Kehle. Dort hatte er es dann geschluckt und war jedesmal frisch erstarckt aus der Verbindung hervorgekommen.

Wie es den Frauen ergangen war, wußte er nicht. Was interessierte ihn schon ein Danach. Sie waren irgendwann aufgefallen. Er hatte davon gehört, daß sie brannten, daß sie auch neue Opfer suchten, aber ihre Spuren hatten sich immer verloren.

Als unbesiegbar hatte er sich gefühlt, bis dann ein anderer erschienen war. Der Mann mit dem Kreuz, ein Hector de Valois, der die Vampire jagte.

Ob er seine Bräute vernichtet hatte, wußte Montfour nicht. Gejagt hatte er sie schon, ebenso wie ihn, und ihm war nichts anderes übriggeblieben, als sich zurückzuziehen. Hineinzugehen in das tiefste Verlies seines Schlosses, wo er so lange gewartet hatte, bis er dann durch das Blut eines Menschen erweckt worden war. Es war noch ein junger Mensch gewesen, und der Vampir hätte gern sein Blut getrunken. Es hatte nicht geklappt, alles war zu schnell gegangen. Außerdem hatte er sich erst in der neuen Welt und der neuen Zeit zurechtfinden müssen.

Sein Blick glitt zum Himmel. Er sah die Wolken, die schon Dunkelheit brachten. Er spürte den Wind, der ihn umsäuselte. Er sah auch das Tageslicht, das immer stärker in westliche Richtung zurückgedrängt wurde und sicherlich bald ganz verschwunden war.

Die Kraft kehrte zurück.

Er lachte in die Stille hinein. Er fühlte sich fast so wie früher, als es ihm gelungen war, all die Frauen unter seine Kontrolle zu bekommen. Auch jetzt war er wieder auf eine Frau konzentriert. Er hatte sie nicht vergessen.

Er hätte sie sich nach ihrem Mann vorgenommen, aber sie war zu stark gewesen. Bevor er das Blut ihres Mannes hatte trinken können, war sie über ihm gewesen und hatte mit einem harten Gegenstand auf seinen Rücken geschlagen.

Das würde ihm nicht noch einmal passieren. Jetzt, wo die Kraft wieder vorhanden war, sah er ihr Gesicht vor sich. Ein schönes Gesicht. Lange, braune Haare. Ein fester Körper mit guten Rundungen und sehr großen Brüsten.

Beute - Beute für ihn, den Verführer. Den romantischen Vampir, der das Kerzenlicht geliebt hatte, um später, wenn das Dinner vorbei war, zuschlagen zu können.

Wiederholung. Alles mußte sich wiederholen.

Der nächste Schritt brachte Jacques Montfour vollständig ins Freie. Seine echte Stärke war noch nicht wieder zurückgekehrt, aber das würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wichtig für ihn war sein Alleinsein. Noch sah er kein Opfer in dieser einsamen Gegend. Er ging gegen den Wind, der sein langes graues Haar zurückwehte und es hinter seinem Kopf leicht flattern ließ.

Er blieb stehen.

Langsam drückte er seinen Kopf nach hinten, und aus seinem Mund drang ein irrer Schrei der Freude. Er wurde noch als Echo von der kahlen Wand zurückgeworfen. Er zitterte über die steinige Fläche vor ihm und gellte noch einmal in seinen Ohren nach.

Jacques Montfour war zufrieden.

Sehr sogar...

\*

Auch ein anderer Mann schaute zum Himmel und sah, daß das Tageslicht allmählich verschwand. Der Mann hatte das Kloster verlassen und hielt sich vor dem recht flachen Bau mit der breiten Eingangstür auf. Er genoß die Restwärme des Tages, denn in der Stadt, aus der er kam, war es jetzt ziemlich kühl.

Der Mann war ich!

Mich hatte es nach Alet-les-Bains getrieben, weil ich auf der Suche nach einem gefährlichen Blutsauger war, der eigentlich längst hätte tot sein müssen, durch einen unglücklichen Zufall oder durch Schicksal wieder zu einer neuen Existenz erweckt worden war.

Das war ausgerechnet Johnny Connolly passiert, meinem Patensohn. Auf einer Klassenfahrt hatten er und ein Freund sich abgesetzt, um den Turm einer alten Schloßruine zu durchsuchen. Johnny war dann in ein Verlies eingedrungen und hatte sich dort umgeschaut.

Er war auf das große Skelett einer Fledermaus gestoßen. Daß er sich beim Klettern eine Wunde zugezogen hatte, daran hatte er nicht mehr gedacht. Der Zufall wollte es, daß Johnnys Blut mit dem Skelett in Berührung gekommen war, und so hatten die uralten und unheiligen Gesetze der Finsternis greifen können.\*

Das Böse war wiedererweckt worden. Es gab den Vampir, der auf den Namen Jacques Montfour hörte, und er würde wieder auf die Suche gehen, wie schon einmal zu einer Zeit, die mehr als 200 Jahre zurücklag. Deshalb war ich da. Und da sich alles in der Nähe von Alet-les-Bains abgespielt hatte, war es ganz natürlich, daß ich mir hier ein Quartier gesucht hatte.

Hinzu kam noch etwas.

Dieser Jacques Montfour war ein entfernter Verwandter eines Mannes gewesen, der auf den Namen Hector de Valois hörte. Und genau als Hector de Valois hatte ich schon einmal gelebt. Er war damals auch der Besitzer meines Kreuzes gewesen. Über die genauen verwandschaftlichen Verhältnisse war ich nicht informiert. Allein die Tatsache, daß dieses Verhältnis bestand, hatte den Fall für mich zu einer persönlichen Sache werden lassen. Ich mußte einfach wissen, was da gespielt wurde und damals gespielt worden war.

Hector de Valois lebte nicht mehr. Ganz im Gegensatz zu seinem Feind, der wieder existierte und sich so verhalten würde wie früher. Auf die Jagd nach Blut gehen, sich satt trinken, denn genau das hatte er bereits bei dem Ehepaar Petit versucht. Doch den beiden war es im letzten Augenblick gelungen, in ihrem Fahrzeug zu entkommen. Sie hatten bestimmt auch deshalb Glück gehabt, weil sich der Blutsauger erst noch zurechtfinden mußte.

Ich hatte mein Quartier bei den Templern bezogen. Durch die hatte ich auch den Namen Petit erfahren. Die beiden waren Landwirte und versorgten die Mönche mit frischem Gemüse. Sie waren zu ihnen gefahren und hatten sich ihnen offenbart. So waren also auch die Templer auf diesem indirekten Weg mit dem Blutsauger in Berührung gekommen.

Es würde sicherlich nicht leicht werden, ihn zu stellen. Einer wie er war schlau. Er hatte auch aus der Vergangenheit gelernt, aber er würde

\*Siehe John Sinclair Nr.1127:»Der Gothic-Vampir«

seine Gier nach Blut nicht ablegen können. Genau das war unsere Chance. Darauf hofften wir. Man konnte ihn eigentlich nur finden und stellen, wenn er in Aktion war. Es stellte sich zudem die Frage, ob dieser Montfour alles dem Zufall überlassen wollte oder methodisch vorging. Ich vermutete letzteres.

Er hatte ihm wahrsten Sinne des Wortes Blut geleckt, und er war vermutlich auf den Geschmack gekommen, daß er davon nicht mehr loskommen. Es war eine Theorie, wie alles bisher, doch diese und ähnliche Gedankenspiele hatten sich schon oft als praxisnah erwiesen. Auch ein Blutsauger suchte nach irgendwelchen Bezugspunkten, und einen davon hatte er mit den Petits bekommen.

Allein wollte man mich nicht losziehen lassen. Abb6 Bloch, Anführer der hier ansässigen Templer und ein guter Freund von mir, hatte mir einen Helfer zur Seite gestellt. Gewissermaßen seinen besten Mann.

Es war Godwin de Salier, ebenfalls ein Templer, den ich bei einer Zeitreise in das Mittelalter aus dieser Periode hervorgeholt und in meine Zeit hineingeschafft hatte.

Er war ein Mann, der schnell lernte. Er war jemand, der nicht nur kämpfen und sich durchsetzen konnte, er verfügte auch über Führungsqualitäten, und er war auch im Gespräch, der Nachfolger des Abbé zu werden.

Daß nicht weit von Alet-les-Bains entfernt ein Vampir sein Unwesen trieb, konnte die Templer eigentlich nicht kalt lassen, und es ließ sie auch nicht kalt. Deshalb hatten sie mir jegliche Unterstützung zugesagt, über die ich natürlich sehr froh war.

Der Blutsauger war gefährlich. Das hatte er schon in der Vergangenheit bewiesen. Er war zugleich ein Verführer, und man konnte ihn durchaus als einen romantischen Blutsauger ansehen, der Typ Gothic-Vampir. Das war auf keinen Fall etwas Positives, denn hinter dem normalen Gesicht lauerte stets die Fratze der Bestie.

Es gab eine Verbindung zwischen Hector de Valois und ihm. Wie eng das verwandschaftliche Verhältnis war, davon hatte ich keine Ahnung. Ich wußte auch nicht, ob die Templer besser informiert waren. Sich mir gegenüber geöffnet hatten sie sich allerdings nicht.

Alet-les-Bains war um diese Zeit ein ruhiger Ort. Der Nachmittag neigte sich dem Ende entgegen, die Weite des Himmels hoch über mir zeigte nur wenige Wolken, und der mir ins Gesicht blasende sanfte Wind brachte einen herbstlichen Geruch mit. Leere Felder, Kastanien, schon etwas Kühle, die sich in den nächsten Wochen sicherlich zur Kälte verdichten würde.

Hinter mir bewegte sich die Tür. Ich hatte zuletzt einer jungen Frau nachgeschaut, die durch eine Gasse dem Ortszentrum entgegenradelte, und drehte mich jetzt um.

Godwin de Salier hatte das Haus verlassen.

Im ersten Moment verschlug es mir die Sprache. Ich zwinkerte. Sah so ein Templer aus? Kaum. Wenn er seine Kutte getragen hätte, okay, ich hätte mich nicht darüber gewundert, aber die hatte er nicht übergestreift. Er sah eher aus wie ein Action-Hero aus einem der entsprechenden Filme. Seine Kleidung bestand aus schwarzem Leder. Die Hose, die Jacke, die halbho-

hen Stiefel mit den dicken und auch griffigen Sohlen. Auf dem Kopf saß kein Schutz, aber er hatte sich bewaffnet, und darüber staunte ich ebenfalls.

Es war eine alte Waffe. Eine Armbrust. Nicht eine, wie ich sie von Shao her kannte. Seine war kleiner, sah kompakter aus, und auch die Pfeile, die er in einem Köcher mitgenommen hatte, waren nicht normal lang.

Er sah meinen überraschten Blick, blieb stehen und lächelte mich an. »Was ist los, John?«

»Ich wundere mich.«

»Über meinen Aufzug?«

»Ja.«

Er öffnete die oberen Knöpfe seines grauen Hemds, und ich sah das Holzkreuz mit den silbernen Beschlägen vor seiner Brust hängen. »Darauf verlasse ich mich ebenfalls, und einen Revolver habe ich auch noch mitgenommen. Aber diese Armbrust ist praktisch mein Kind. Sie ist ein Eigengewächs.«

»Du hast sie selbst hergestellt?«

»Ja.« Er hielt sie hoch, damit ich sie besser sehen konnte. »Sie arbeitet mit Luftdruck, und ich kann zwei Pfeile zugleich auf die Schiene legen. Sie ist auf große Distanz der normalen Armbrust unterlegen, aber ich bin sehr zufrieden, daß ich mir diese Waffe geschaffen habe. Ich hatte sie schon zu meiner Zeit gehabt und habe mich wieder an sie erinnert.«

»Das ist mir allerdings neu.«

»Kann ich verstehen. Wir haben auch nie darüber geredet.« Er reichte mir die Waffe. »Nimm sie mal.«

Ich tat ihm den Gefallen. Die Armbrust war klein und kompakt. Sie bestand aus Holz und Metall. Da brauchte auch keine breite Sehne gespannt zu werden. Die Pfeile wurden in die Führungsschiene gelegt, nach hinten

geschoben, dabei in den Abschußbereich hineingedrückt, wo sie sich festhakten, um dann mit Luftdruck unheimlich schnell nach vorn getrieben zu werden.

De Salier schaute sich um. »Nehmen wir deinen Wagen, John?«

»Meinetwegen.«

Der Renault Clio, den ich mir am Flughafen von Toulouse geliehen hatte, reichte für uns beide völlig aus.

Nachdem ich das Fahrzeug aufgeschlossen hatte, stieg ich noch nicht ein. Über das Dach hinweg schaute ich de Salier ins Gesicht. »Du kennst den Weg und weißt, wo die Petits wohnen? Willst du fahren?«

»Nein, nein, ich sage dir schon Bescheid. Aber mir ist eine andere Idee gekommen.«

»Welche?«

»Es gab doch ein verwandtschaftliches Verhältnis zwischen Jacques Montfour und Hector de Valois. Auch wenn viel Zeit vergangen ist, er wird sich erinnert haben, und vielleicht hat ihn die Spur auch zur Kathedrale der Angst geführt.«

Da war ich skeptisch. »Willst du dort hinfahren?«

»Wir könnten vorbeischauen.«

»Mir hat der Abbé versprochen, Wachen aufzustellen.«

»Hat er auch getan. Leider nicht an dem Felsen. Er hielt es nicht für so nötig.«

»Haben wir denn die entsprechende Zeit?«

»Die können wir uns nehmen.«

Begeistert war ich nicht, das sah de Salier auch meinem Gesicht an. Er wollte wissen, welche Argumente dagegen sprachen, und ich hielt mich auch nicht zurück.

»Es wird gleich dunkel, Godwin. Wenn er sich tagsüber irgendwo versteckt gehalten hat, dann wird jetzt die Zeit kommen, wo er sein Versteck verlassen muß.«

De Salier überlegte nicht lange. »Ja, du hast aus deiner Sichtweise heraus recht.«

»Richten wir uns danach?«

»Einverstanden.«

Wir stiegen in den Clio, und ich erkundigte mich, wie weit wir zu fahren hatten.

»Es sind schon einige Kilometer. Wobei du nicht als Formel-1-Mann auftreten kannst. Das läßt die Strecke nicht zu.«

Ich grinste. »Formel 3 reicht auch.«

»Dann schnallen wir uns mal besser an.«

Das taten wir. De Salier schob seinen Sitz noch weiter zurück. Sein markantes Gesicht zeigte einen harten Zug. Wenn man ihn ansah, wurde man irgendwie an einen Wikinger erinnert. Das mochte an seiner Größe und an dem blonden Haar liegen. »Es sieht alles ganz einfach aus. Nicht wahr, John?«

»Im Moment noch.«

»Fragt sich nur, ob es so bleibt. Wir dürfen ihn nicht unterschätzen. Auch wenn der Vergleich lächerlich klingt, dieser Montfour ist so etwas wie ein Casanova unter den Blutsaugern. Ein Verführer par excellence, der alle Tricks kennt. Auf Frauen hat er eine wahnsinnige Wirkung.«

»Du weißt gut Bescheid.«

»Allmählich kenne ich mich in der Geschichte dieses Landstrichs hier aus. Und du darfst nicht vergessen, daß selbst einem Hector de Valois nicht gelungen ist, ihn zu stellen. Ich befürchte, daß uns da noch einiges an Streß bevorsteht.«

Das war mir auch klar. Aber ich wollte auch das beenden, was Hector nicht geschafft hatte. Denn diesmal besaß ich das Kreuz, und das hatte die Zeiten überlebt. . . .

\*

»Es wird dunkel«, flüsterte Suzanne.

Sie stand am Fenster. Ihr leerer Blick ging hinaus in den Garten des Hofs, in dem das wuchs, was das Ehepaar auf den Märkten in der Umgebung verkaufte.

Sie und ihr Mann hatten drei Jahre gebraucht, um das Stück Land zur Blüte zu bringen. Es waren von ihnen auch Obstbäume angepflanzt worden. Im Frühsommer gab es Kirschen wie gemalt. Da ernteten sie auch Erdbeeren, die noch einen gewissen Eigengeschmack besaßen und eine herrliche rote Farbe zeigten.

Fast wie helles Blut. . .

Sie schüttelte sich, als sie daran dachte und hörte dann die Stimme ihres Mannes.

»Noch nicht, Suzanne.«

»Was meinst du?«

»Es wird noch nicht dunkel.«

»Aber bald. Und deshalb habe ich Angst.«

Albert trat näher und sehr dicht an seine Frau heran, die bald seine Hände auf ihren Schultern spürte. »Du brauchst dich nicht zu fürchten, chérie, wir schaffen es.«

Suzanne schüttelte den Kopf. »Er kommt. Ich weiß es. Er hat nichts vergessen.«

»Es gibt keine Vampire!«

Obwohl Suzanne es nicht wollte, mußte sie lachen. »Wie kannst du so etwas nur sagen, Al? Denk an die letzte Nacht, da haben wir es selbst erlebt.«

»J. . . ja . . . aber . . .«

»Es war ein Vampir!«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Du willst es nicht glauben.«

Er verstärkte den Druck gegen ihre Schultern. »Das hat damit nichts zu tun. Ich gebe ja zu, daß man uns angegriffen hat und daß dieser Nackte schon seltsam gewesen ist und meines Erachtens auch übermenschliche Kräfte besaß. Aber ein Vampir...«

»Hast du seine Zähne nicht gesehen?«

»Habe ich.«

»Das war der Beweis.«

»Es muß nicht unbedingt der Beweis für die Echtheit eines Vampirs gewesen sein, Suzanne. Da kann sich jemand einen Scherz erlaubt haben. Irgendein Verbrecher, der aus dem Knast geflohen ist und uns ausrauben wollte.«

»Ein Nackter, wie?«

»Ja.«

»Kannst du mir das erklären?«

»Nein, im Moment nicht, aber es wird eine Erklärung geben, da bin ich mir sicher.«

»Das nutzt uns nichts.« Suzanne Petit drückte ihre Stirn gegen die Scheibe. »Ich kann es nicht glauben.«

»Was?«

»Daß er uns in Ruhe läßt.«

»Quatsch. Wenn er ein Verbrecher ist, dann wird er sich andere suchen, darauf kannst du dich verlassen. Wir sind doch für ihn völlig uninteressant geworden.«

»Bitte,« flüsterte Suzanne, »bitte, sag nicht so etwas. Ich ... ich kann es nicht hören. Ich will es es auch nicht mehr hören. Hast du vergessen, was ich geträumt habe?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Es war ein Traum, ja.« Sie ballte eine Hand zur Faust und schlug damit gegen den Fensterrahmen. »Aber er

war so verflucht intensiv, als wäre er wahr gewesen. Ich habe ihn gesehen, Al. Ich habe ihn gespürt. Ich lag nackt im Bett, und ich habe mich nicht dagegen gewehrt, als er mich in die Höhe zog. Ich wollte mich nicht wehren. Er war so anders, so faszinierend. Sein langes Haar, sein Blick, verdammt, ich sah ihn in diesen Momenten nicht als Vampir, sondern als einen attraktiven Mann, der für flatternde Schmetterlinge im Bauch einer Frau sorgen kann. So habe ich mich auch gefühlt. Sorry, daß ich dir das sagen muß. Ich habe es nicht gewollt, aber es blieb mir keine andere Wahl, weil du ja nicht einsichtig bist.«

Es hatte Suzanne wirklich leid getan, das sagen zu müssen, doch die Sturheit ihres Mannes hatte sie dahin getrieben, und sie hoffte, daß Albert jetzt vernünftig wurde.

Zumindest trat er zurück, und seine Hände rutschten von ihren Schultern ab. Er lachte dann, mehr aus Verlegenheit als aus einem Bedürfnis heraus. »Das ist ja Wahnsinn, Suzanne. Das kann ich nicht glauben. So intensiv und direkt hast du mir deinen Traum beim erstenmal nicht erzählt. Du hast nur von einem Besuch des Blutsaugers gesprochen.« Er strich verlegen über seinen Oberlippenbart. »Schmetterlinge im Bauch. Verdammt, ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll.«

Sie drehte sich langsam um und holte tief Atem. »Nur akzeptieren, Al, mehr nicht.«

»Deinen Traum?« »Ja, und deshalb habe ich Angst.« Albert Petit preßte die Lippen zusammen. Er schaute Suzanne an. Sie war eine attraktive Person. Die Dreißig hatte sie überschritten, und trotz der vielen Arbeit, die in den letzten Jahren

hinter ihnen lag, war sie noch immer schön geblieben. Zumaldest für Albert. Er mochte ihre nicht eben schlanke Figur, die jetzt von einem schlichten lachsfarbenen Wollkleid umgeben war, das sich sehr eng an den Körper schmiegte, so daß Formen und Rundungen hervortreten konnten und er durchaus sehen konnte, daß sie unter dem Stoff keinen BH trug, denn ihre Brustspitzen drückten sich deutlich ab. Das Kleid hatte einen halbrunden Ausschnitt. Die langen braunen Haare reichten mit ihren Spitzen bis zu ihm hinab. Ein Gesicht ohne Falten. Runde Wangen, ein lieblicher Mund, braune Augen, eine kleine Nase, deren Flügel zitterten.

So etwas hatte er von Suzanne noch nie gehört. Er wunderte sich auch darüber, daß man überhaupt so etwas Ungewöhnliches träumen konnte. Hatte der nackte Angreifer in den frühen Morgenstunden tatsächlich einen so großen Eindruck bei ihr hinterlassen, daß er sie sogar noch in ihren Träumen verfolgte?

Alberts Blick war Suzanne etwas unangenehm. Sie fragte leise: »Was schaust du mich so an?«

»Ich liebe dich!«

Suzanne tat etwas, was sie sonst nie machte nach einem derartigen Geständnis. Sie lachte hart auf. Normalerweise wäre sie ihm in die Arme gesunken und hatte von ihrem Mann einen Beweis gefordert, wozu er auch gern bereit war, doch diese Reaktion irritierte ihn schon, und deshalb schüttelte er den Kopf.

»Bitte, das habe ich ernst gemeint.«

Das Lachen verstummte. »Ja, ich weiß es, und ich glaube dir auch. Aber wenn es wirklich stimmt, solltest du jetzt einen bestimmten Beweis antreten, Al.«

»Du ... du ... willst ins Bett?«

»Nein!« Sie schloß die Augen. »Herrje, sei doch nicht so unsensibel. Das möchte ich nicht. Nichts mehr ist wie sonst nach diesen Stunden. Ich will etwas anderes. Wenn du mich wirklich liebst, wirst du auch darauf eingehen.«

»Was ist es denn?«

»Ich möchte weg, Al!«

Er hätte eigentlich mit einem derartigen Wunsch rechnen müssen, aber er schaute sie an wie eine Fremde. Nach einem Räuspern fand er die Sprache zurück. »Ähm ... du ... ich meine, ich habe mich doch nicht verhört? Oder besser doch?«

»Nein, Al, du hast dich nicht verhört. Ich möchte dieses Haus für eine Weile verlassen. Ich kann hier nicht mehr ohne Angst leben. Das ist vorbei.«

»Wir haben in den letzten Jahren hier gewohnt. Wir haben gearbeitet. Wir waren ein tolles Team und glänzend aufeinander eingespielt. Wir waren und wir sind stolz auf das Erreichte. Und jetzt kommst du mir mit diesem absurdem Vorschlag.«

»Er ist nicht absurd, Al!« erklärte die Frau mit harter Stimme. »Es ist unsere Chance.«

»Seit wann bist du feige?«

»Nach der letzten Nacht und seit meinem Traum muß ich einfach so denken. Wenn wir hier in unserem Haus bleiben, ist das wie ein Gefängnis, dessen Mauern ihn aber nicht abhalten werden.«

»Du meinst damit deinen Vampir, der für Schmetterlinge in deinem Bauch sorgt.«

»Himmel, nimm es nicht persönlich, Al. Es war ein Traum.«

Er nickte ihr zu. »Eben, ein Traum,

und nicht mehr. Und es wird auch ein Traum bleiben.«

»Das glaube ich nicht!«

»Aha, du meinst also, daß dein Kavalier tatsächlich hier erscheint und gewisse Dinge mit dir anstellt, auf die ich nicht näher eingehen möchte?«

»Nicht nur mit mir.«

»Ach, ist der bi?«

Darüber konnte die Frau nicht einmal lächeln. »Er ist ein Vampir. Er will Blut, unser Blut. Und einer wie er schafft es, daß wir uns in seinem Netz verfangen.«

»Du vielleicht, nicht ich. Ich hatte diesen Traum nicht und werde ihn auch nie haben.«

Suzanne Petit schwieg. Sie wußte nicht mehr, wie sie ihrem Mann beibringen sollte, daß sie sich in Gefahr befanden. Dieser Traum war für sie zugleich eine Warnung und eine Vorbereitung auf das Kommende gewesen. Davon mußte sie einfach ausgehen. Alfred war ein sturer Bock. Und sie war es auch. Wären beide nicht so gewesen, hätten sie nicht das geschafft, was hinter ihnen lag.

»Und jetzt?« fragte er.

»Du willst also nicht?«

»Was? Von hier verschwinden? Nein, auf keinen Fall. Ich kneife nicht. Ich werde mich schon wehren können, wenn er kommen sollte.«

»Hast du vergessen, was auf der Straße passiert ist? Ich sage es nicht gern, doch da habe ich dich retten müssen. Hätte ich nicht eingegriffen, wäre es dir übel ergangen, und wahrscheinlich hätte der Vampir dein Blut getrunken.«

»Das ist doch alles hirnloser Quatsch.« Er breitete die Arme aus. »Aber bitte, wenn du willst, dann packe einige Sachen zusammen und

fahr von hier weg. Meinetwegen zu deinen Eltern nach Toulouse. Dort wird er sicherlich nicht hinkommen. Aber laß mich bitte mit deinem verdamten Gerede in Ruhe.«

Bei den letzten Worten war das Gesicht der Frau nahezu vereist. »Hast du mir sonst noch etwas zu sagen?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Gut.«

»Was heißt das?«

Suzanne senkte den Blick. »Dann werden wir es gemeinsam durchstehen, Alfred.«

Er wußte nicht, was er von der Reaktion seiner Frau halten sollte. »Ja«, meinte er dann. »Wir stehen es gemeinsam durch. Wir haben ja vieles durchgemacht.«

»Das hier ist am schlimmsten. Es kann uns das Leben kosten, Al.«

»Ich werde aufpassen. Nicht nur du hast geschlafen, ich habe mich ebenfalls hingelegt. Im Gegensatz zu dir habe ich keine Schmetterlinge irgendwo verspürt. Ich habe nicht einmal wissenschaftlich geträumt. Ich war einfach nur kaputt, erschöpft, wie auch immer. Aber jetzt bin ich wieder fit, und ich denke mir, daß ich die kommende Nacht auch wach bleiben werde. Du aber solltest dich hinlegen, Suzanne. Ich wecke dich dann, sollte etwas passieren.«

»Wir hätten uns schon längst einen neuen Hund kaufen sollen«, sagte sie leise.

»Ja, ich weiß, aber Pluto ist erst seit fünf Tagen tot. Und du bist dir nicht sicher gewesen, welchen du haben möchtest. Mach mir bitte keine Vorwürfe.«

»Das war auch nicht so gemeint«, sagte sie. »Dann müssen wir eben selbst auf uns achtgeben.«

Es gefiel Albert nicht, wie sich seine Frau verhielt. Er liebte sie, er wollte ihr etwas Tröstliches sagen und suchte auch nach den entsprechenden Worten. »Wie wäre es denn, wenn wir Sophie und Alain anrufen, damit sie uns heute abend besuchen kommen?«

»Nein, nur das nicht.«

»Warum denn nicht?«

Suzanne schüttelte heftig den Kopf. »Das will ich nicht. Das können wir nicht verantworten. Stell dir vor, die beiden sind hier und plötzlich erscheint der Vampir. Für ihn würde es ein regelrechtes Blutfest werden.«

»Meine Güte, hast du Ausdrücke.«

»Ich passe mich nur an.«

»Gut, dann bleiben wir eben allein. Wir sind ja jetzt gewarnt, und wir werden uns darauf vorbereiten können. Vorausgesetzt, du hast recht. Ich kann mir ja Holz von draußen hereinholen und mir einen Eichenpflock schnitzen.«

Suzanne schaute durch das Fenster. Hinter der Scheibe wurde es immer grauer. »Ich glaube nicht, daß es Sinn hat, Al.«

»Dann soll ich nichts tun?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Es bleibt wirklich dir überlassen, wie du handelst.«

»Und was willst du tun?«

»Ich gehe nicht nach draußen. Ich bleibe hier im Haus. Ich werde mich in unser Gästezimmer zurückziehen und dort abwarten. Vielleicht bleibe ich auch hier im Wohnzimmer oder gehe in die Küche. Aber ich werde auch beten, Al.«

»Kann ja nicht schaden«, antwortete er knapp. »Nur verlasse ich mich auf mich selbst.«

»Wie sieht das aus?«

»Ich schaue mich draußen um.«

»Oh.«

Suzannes Blick flackerte. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß es jemand freiwillig tat. »Du hast keine Waffe, Al«, versuchte sie es noch einmal. »Es kann sehr gefährlich werden. Was ist, wenn er nur darauf wartet?«

»Dann bin ich gewarnt, Su. Ich werde ihm nicht mehr so naiv in die Falle laufen.«

»Hoffentlich«, flüsterte Suzanne. Sie mußte ihren Mann einfach umarmen. Als sie es tat, spürte er das Zittern ihres Körpers. Er wollte keine Fragen stellen. Eine ehrliche Antwort hätte ihm Suzanne ohnehin nicht gegeben, denn sie hatte das Gefühl, daß es zwischen ihr und ihrem Mann zur letzten Umarmung ihres gemeinsamen Lebens gekommen war . . .

\*

Es war kühler geworden, und Albert Petit hatte sich eine Jacke übergestreift. Jetzt hätte er sich ein Gewehr oder einen Revolver gewünscht, doch Suzanne gehörte zu den Menschen, die es haßten, wenn sich Waffen im Haus befanden. Also hatte er darauf verzichtet.

Das Haus hatten die Petits nicht selbst gebaut, sondern übernommen. Es war schon einige Jahrzehnte alt, und es war immer ein Bauernhof gewesen. Nur hatte der Vorsitzer es ziemlich verfallen lassen. Die Renovierung hatte beinahe einem Neubau geglichen. Die Ställe hatte Albert abgerissen. Später würde er dort einige Treibhäuser bauen, um Blumen zu züchten. Momentan lag das Gelände brach.

Hoch war das Haus nicht. In der ersten Etage mußte man wegen der Schrägen an einigen Stellen schon

gebückt gehen. Sein Dach war nur weit nach unten gezogen worden und diente vor der Hauswand gewissermaßen als Regenschutz. Wenn er sich stark reckte, stieß er mit dem Kopf gegen die untere Seite der Regenrinne.

Die Felder erstreckten sich an der Rückseite. Obst und Gemüse bauten sie dort an. Auch Winterkartoffeln, denn die Kunden griffen immer öfter darauf zurück. Ein kleines Kühlhaus war ebenfalls vorhanden. Er hatte es anbauen lassen.

Das Geld war knapp geworden, trotz eines Kredits und einer recht guten Erbschaft. Sie kamen mit dem Verkauf der Waren gerade über die Runden, und die Preise konnten sie auch nicht mehr erhöhen, dann wären noch mehr Kunden weggeblieben.

Der Wind kam von den Bergen, die sich im allmählich tiefer werdenden Grau der Dämmerung wie unterschiedlich hohe Buckel abmalten. Manchmal erinnerten sie Albert an eine Herde vorsintflutlicher Ungeheuer, die auf dem Marsch durch das Land einfach angehalten hatten und sich seit unendlich langen Zeiten nicht mehr weiter bewegte.

Die Worte seiner Frau waren an Albert nicht spurlos vorbeigegangen. Er dachte intensiver darüber nach, als er es sich gewünscht hätte, und er merkte auch, daß die Spannung beklemmend in ihm hochstieg. Es war alles wie immer und trotzdem anders. Es mußte an dem liegen, was sie in der vergangenen Nacht erlebt hatten, denn er gab zu, daß der Angriff des Nackten keinesfalls normal gewesen war. Aber warum sollte er sie weiter verfolgen? Was hatten sie ihm getan? Nichts, gar nichts. Sie hatten sich normal benommen. Sie waren nach

Hause gefahren, und damit hatte es sich.

Er ging mit kleinen Schritten nach vorn. Die Jacke hatte er nicht geschlossen. Beide Hände steckten tief in den Taschen, und mit scharfen Blicken suchte er die Umgebung vor seinem Haus ab.

Da bewegte sich nichts.

Auch weiter entfernt, wo freies Gelände an die Straße grenzte, bewegte sich nichts. Da die Fahrbahn vom Niveau her etwas tiefer lag als sein Gelände, waren die Autos nicht zu sehen. Höchstens mal zu hören, wenn ein Lastwagen vorbeidonnerte.

Er schaute zum Himmel.

Auch da war alles normal. Die Natur bot ein schaurig-schönes Schauspiel aus Licht und allmählich einsickern den Schatten.

Er hätte sein gesamtes Land besuchen können, was er nicht wollte. Dabei hätte er sich zu weit vom Haus entfernen müssen, genau das war nicht Sinn der Sache.

So wandte er sich nach links, um das Haus zu umkreisen. Er blickte über die Felder, über die große Wiese mit den Obstbäumen, die in diesem Jahr eine so üppige Ernte gebracht hatten, daß er sie gar nicht loswurde.

Es war nichts zu hören. Die Petits lebten wirklich in einer beneidenswerten Stille, und sie vermißten auch den Trubel der Städte nicht. Den erlebten sie dreimal in der Woche, wenn sie zu den Märkten fuhren.

Albert dachte plötzlich an die Templer in Alet-les-Bains. Diese Erinnerung wiederum hätte ihn eigentlich dazu zwingen müssen, die Befürchtungen seiner Frau aus einer anderen Sicht zu sehen.

Die Männer hatten ihr geglaubt. Sie waren sehr ernst gewesen und hatten auf ihn auch den Eindruck gemacht, etwas gegen diesen Schrecken unternehmen zu wollen.

Aber was schon?

Was hätten sie in die Wege leiten sollen? Außerdem gab es keine Beweise.

Er war jetzt an der Rückseite des Hauses angelangt und hatte auch den kleinen Blumengarten passiert, auf den seine Frau immer so stolz war. Sie liebte und pflegte ihn, auch jetzt sahen die ersten Herbstblumen aus wie gemalt.

Der Blick über die Felder.

Nichts störte das Gemüse beim Wachstum. Er hatte das Gelände geteilt. Rechts wuchsen das Gemüse und der Salat, auf der linken Hälfte standen Obstbäume. An den Rändern seiner Felder hatte er schmale Pfade angelegt, so daß man nicht durch die Felder laufen mußte.

Links von ihm lag das Haus mit seiner Rückseite. Er schaute kurz über die Fenster hinweg, doch hinter keinem brannte Licht. Wenn sich seine Frau in einem der Räume aufhielt, so stand sie in der Dunkelheit und schaute von ihr aus hervor nach draußen.

Der Wind war abgeflacht. Er wurde vom Haus gebremst. Die Stille um Albert herum blieb. Der Tag war dabei, sich zu verabschieden.

Einen Stall hatte Albert umgebaut. Es war der kleinste. Für Kühe oder Schweine völlig ungeeignet, nicht aber für Hühner. Auf die war er stolz, und natürlich auf die Eier, die sie legten. Stammkunden rissen sie ihm aus den Händen, wenn er sie anbot. Er hatte auch schon daran gedacht, den Stall zu erweitern, das allerdings hätte wieder

Geld gekostet, und nichts war so knapp bei ihnen wie das.

So blieb es weiter bei den etwas mehr als zwanzig Hühnern, die sich bei Einbruch der Dunkelheit in ihren Stall zurückzogen.

Der Stall war schief gebaut, und das Dach wies einige Löcher auf. Durch schmale Luken fiel Licht in den Stall, und es wehte der typische Geruch nach außen. Hühnerkot und Dreck, aber auch der nach feuchtem Stroh. Suzanne wollte den Stall morgen säubern.

Die Hühner konnten allein in ihn hinein. Vor den Luken standen drei Leitern. Die Sprossen lagen dabei auf einem hölzernen Untergrund. Abgeschlossen war die Tür an der Seite nie, nur zugedrückt und mit einem Holzriegel festgestellt.

Ihn schob Albert hoch und konnte die Tür öffnen.

Kein Huhn flatterte ihm entgegen, als er auf der Schwelle verharrte. Einige Zeit später hatten sich seine Augen an die diffusen Lichtverhältnisse gewöhnt. Links von ihm lagen die Schlafplätze der Tiere. Sie hatten sich dort im Stroh zusammengerollt und sahen aus wie dunkle Kugeln.

Es war zu ruhig.

Etwas Kaltes streifte Alberts Rücken. Er atmete scharf ein, und es bewegten sich nur seine Augen. So wie er stand eigentlich nur jemand da, der auf etwas Bestimmtes wartet oder erkennen will, daß es schon eingetreten war, doch vor ihm war alles so gleich. Nichts konnte er entdecken.

Die Tür hatte er nicht lautlos aufziehen können. Auch dieses Geräusch hatte kein Huhn aus dem Schlaf gerissen. Er sah nicht einmal, daß sie sich bewegten.

Das ungute Gefühl war nicht nur geblieben, es hatte sich sogar noch verstärkt. Er achtete auf die Umgebung, als er den nächsten Schritt nach vorn ging und seinen Fuß hart aufsetzte.

Genau in die glatte Schmiere hinein. Er geriet in einen unfreiwilligen Spagat, rutschte nach vorn, kippte noch zur Seite und blieb dann liegen.

Ein wilder Fluch drang über Alberts Lippen. Durch die überraschende Bewegung hatte sich sein Bein so weit nach vorn gestreckt, daß es schon schmerzte. Nur mühsam zog er es an und rutschte dabei zugleich nach hinten, um einen besseren Halt zu bekommen. Er stützte sich mit der rechten Hand ab und faßte in etwas Feuchtes hinein.

Zuerst dachte er an Wasser, doch so schmierig war das Wasser nicht. Das mußte etwas anderes sein.

Er blieb sitzen, hob die Hand an und brachte sie dicht vor seine Augen. Die Hühnerfeder klebte noch an seinem Handballen. Gehalten wurde sie von einer dunklen, schmierigen Masse, vom Blut eines seiner Hühner ...

\*

Diesmal glaubte Albert, in einem Traum zu sein. Er hielt die Hand weiterhin dicht vor seine Augen, um sich zu überzeugen, ob er sich auch nicht geirrt hatte.

Nein, das war schon so. Die dunkle Flüssigkeit war Blut, und sie roch auch so. Oft genug hatte er Hühner schlachten müssen, er kannte sich damit aus. Beim Schlachten kam ihm in den Sinn, daß er es mit einem Beil getan hatte, das sich genau hier im Stall befand.

Das rechte Bein hatte er wieder angezogen. Der Schmerz hielt sich in

Grenzen. Im Oberschenkel würde nicht mehr als ein Ziehen zurückbleiben, das war alles.

Keuchend blieb er auf der Stelle stehen. Seine blutige Hand wischte er an einer Holzplanke ab. Die Ruhe im Stall kam ihm plötzlich sehr ungewöhnlich vor. Kein Huhn gab einen Laut ab, und als er nach unten schaute, da lag nicht nur das Blut als glitschige Schicht auf dem Boden, er sah auch den Kadaver des Huhns. Der Körper war von einer wilden Kraft regelrecht auseinandergerissen worden.

Nur bei einem Huhn?

Das glaubte er nicht mehr. Er wollte jetzt nachschauen, obwohl es gefährlich war und ihn eine innere Stimme plötzlich warnte, es nicht zu tun.

Auf sie hörte er nicht, aber er bewaffnete sich und ging zurück bis fast zur Tür. Daneben lehnte das Beil, das er zum Schlachten der Hühner benutzte.

Er streckte den Arm aus, hob es an und fühlte sich in diesem Augenblick etwas besser. Er hatte erst ein totes Huhn gesehen, aber die anderen lagen für seinen Geschmack einfach zu starr und bewegungslos. Auch der Blutgeruch drang jetzt stärker in seine Nase.

Albert Petit brauchte nicht zu nahe an die Schlafplätze der Tiere heranzutreten, um zu wissen, was mit ihnen passiert war. Sie alle lagen nicht nur auf dem Stroh, sondern auch in einer feuchten dunklen Flüssigkeit, die sich um sie herum ausgebreitet hatte.

Das eigene Blut. ..

Al durchlebte innerhalb kurzer Zeit verschiedene Stadien. Angst, Wut, Haß, auch Mitleid mit seinen Tieren, all dies drückte sich bei ihm zusammen. Er wünschte sich weit weg oder zumindest, daß dies, was er hier sah,

einfach nicht stimmte und er einen Traum erlebte.

Aber es war kein Traum. Es war die blutige Wahrheit, und als er die Worte »großer Gott« aussprach, dachte er wieder an die Warnungen seiner Frau und an das, was sie in der letzten Nacht erlebt hatten.

Das hier war nicht von allein geschehen. Die Hühner konnten sich nicht gegenseitig getötet haben. Plötzlich wußte er, daß der Verfolger tatsächlich zu ihnen gekommen war, um seine Spuren im Hühnerstall zu hinterlassen.

Auch wenn es ihm schwerfiel, mußte er jetzt die Hühner vergessen und an sich denken.

Im Stall war es still. Nur das eigene Atmen war zu hören. Er hatte noch kein Licht in den Stall gelegt, was sich nun rächte, so konnten sich die stockdunklen Inseln bilden, in die auch kein Tageslicht mehr hineinsickerte.

»Komm schon!« keuchte er, um sich selbst Mut zu machen. »Komm schon her! Ich will dich sehen, verdammt . . .«

Er hörte keine Antwort.

Dann hob er die rechte Hand mit dem Beil an. Er achtete immer darauf, daß die Klinge sehr scharf war, denn er wollte die Tiere beim Schlachten nicht lange quälen. Auch jetzt gab sie einen matten Glanz ab. Er stellte sich vor, wie sie den Kopf des Vampirs mit einem Schlag vom Rumpf trennte.

Noch drei Schritte, dann hatte er die andere Seite des Stalls erreicht. Dort war es besonders dunkel, weil es keine Luken in den Wänden gab.

Und genau da stand er.

Er war dunkel gekleidet und nicht mehr nackt. Er malte sich dort ab wie eine Schaufensterpuppe. Völlig reglos,

als wäre tatsächlich kein Leben mehr in ihm.

Der Wille besiegte den Schock, der Albert überfallen hatte. Aus seinem Mund löste sich ein Schrei, er riß seinen Arm noch höher und zielte mit dem Beil auf den bleichen Fleck des Gesichts...

\*

Das Haus wurde für Suzanne Petit immer mehr zu einem Gefängnis. Es war auch nicht groß, aber sie hatte sich nie zuvor eingesperrt gefühlt.

An diesem frühen Abend hatten sich Schatten gebildet, die über den Boden krochen, in den Ecken nisteten und immer mehr zunahmen. Ein dichtes Gespinst, undurchdringlich auch für ihre Blicke.

Sie eilte durch die Räume. Sie machte Licht. Deckenlampen, Stehleuchten, kleine an den Wänden, in jedem Zimmer vertrieb sie die Finsternis und das böse Zwielicht.

Sie rechnete damit, daß dieses Licht auch ihre Angst vertrieb. Da hatte sie sich geirrt. Der Druck war da, und er blieb auch. Zu stark war ihr Traum gewesen, dessen Eindrücke sie nicht verarbeiten konnte.

Ihren Mann sah sie nicht mehr. Sie hatte ihn nur einmal hinter dem Haus gesehen, dann war er in Richtung Hühnerstall gegangen. Sie wünschte sich, daß er zurückkehrte, seine Meinung geändert hatte und ihrem Wunsch zur Flucht nachkommen würde. Warum war er nur so unsensibel? Die letzte Nacht hätte eigentlich Warnung genug für ihn sein müssen.

Suzanne betrat das schmale Bad. Eine Wanne, eine Dusche, das Waschbecken, alles aus hellem Porzellan.

Die Frau drehte das Wasser an. Sie beugte sich über das Waschbecken und spritzte die kalte Flüssigkeit gegen ihr Gesicht. Für den Moment tat es gut, doch die innerliche Hitze konnte es nicht vertreiben.

Mit einem weißen Handtuch trocknete sie ihr Gesicht ab, und jetzt, da das Wasser nicht mehr rauschte, kam ihr die Stille doppelt belastend vor.

Alles war so unnatürlich ruhig.

Suzanne verließ das Bad. Im Flur blieb sie stehen. Es fiel ihr immer schwerer, sich zusammenzureißen. Die Angst war zurückgekehrt. Sie drückte jetzt noch stärker auf ihr Gemüt. Und Albert war noch immer nicht zurück. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, was er so lange im Hühnerstall zu suchen hatte.

Sie und Al hatten in den letzten Jahren vieles hinter sich gelassen. Es waren verdammt harte Zeiten gewesen, aber sie hatten immer zusammengehalten und das Wort Angst war ihnen eigentlich fremd gewesen.

Bis gestern!

Da hatten beide zum erstenmal erlebt, wie schrecklich die Welt sein konnte. Die Haustür lag in ihrem Blickbereich. Auch im Flur brannte das Licht, und es malte sich als weicher Schein auf dem Holz ab.

Es war der Weg nach draußen. Suzanne überlegte, ob sie ihn gehen sollte. Von der Helligkeit hinein in die Dunkelheit treten. Außerdem wollte sie wissen, wo sich ihr Mann aufhielt. Er konnte doch nicht im Hühnerstall übernachten!

Sie verließ zögernd das Haus. Schon das Öffnen der Tür geschah vorsichtig. Der Wind wehte gegen ihr Haar.

Niemand begehrte Einlaß. Sie hatte sich alles eingebildet. Erleichtert

atmete sie auf. Nichts bewegte sich in ihrem Umfeld.

Dicht vor der offenen Tür blieb Suzanne Petit stehen und schaute sich um. Beim Hühnerstall passierte nichts. Keine Geräusche, keine Stimme, kein Gackern der Tiere, der Stall lag in einer tiefen, schon unnatürlichen Stille in der Finsternis.

Sie fror und schwitzte zugleich. Die Hitze kam aus dem Innern. Es war eine Folge der Erlebnisse, die hinter ihr lagen. Und die Bedrohung war seltsamerweise stärker geworden, obwohl sie keinen Fremden auf ihrem Grund und Boden sah.

Sie dachte wieder an Albert. War er nicht mehr im Stall? Lief er jetzt durch die Gemüsefelder? Wenn ja, was hätte das für einen Sinn gehabt? Dort gab es keine Verstecke, die von irgend jemand ausgenutzt werden konnten.

Ein Geräusch riß sie aus ihren Überlegungen. Es hatte nicht laut, sondern dumpf geklungen. Und Suzanne hatte die Richtung auch herausgefunden.

Vom Hühnerstall her.

Unsicher ging sie zwei, drei Schritte nach vorn. Neben einem hellen Fenster ihres Hauses blieb sie stehen und dachte nicht daran, welch ein gutes Ziel sie abgab.

Sie hörte Schritte.

Von vorn. Also vom Stall her. Endlich kehrte Albert zurück, aber sie war komischerweise nicht erleichtert darüber.

Ja, die Gestalt war so groß wie ihr Mann.

Aber Albert ging nicht so schwankend, und sie hatte ihn auch noch nie so schlimm lachen gehört.

Das tat der andere, und Suzanne wußte jetzt, daß der Vampir sie gefunden hatte . . .

\*

Der Schlag mit dem Beil hätte die verdammte Fratze treffen müssen, da war Albert sich sicher.

Er traf, und er traf nicht!

Sein Arm und damit auch die Axt sausten zwar nach unten, aber die andere Klaue war schneller. Der Unheimliche mußte blitzartig aus seiner Lethargie erwacht sein, und er reagierte ebenso schnell, denn Finger wie aus biegsamem Stahl schlossen sich um Als Gelenk und hielten den Arm eisern fest. Sekundenlang war ihm, als würde es die normale Zeit gar nicht mehr geben. Er kam sich wie eingefroren vor. Vor ihm stand der Angreifer aus der letzten Nacht. Er glotzte ihn an, und wieder waren seine Augen so ungewöhnlich weiß. Albert sah auch seine Lippen. Die blieben nicht mehr geschlossen, denn jetzt grinste der andere. Ein nahezu wölfisches Grinsen sorgte dafür, daß er all seine Zähne entblößte, auch die beiden Spitzen, die aus dem Oberkiefer hervorwuchsen. Hatte Petit bis vor kurzem noch geglaubt, es mit einem Spaß-Gebiß zu tun zu haben, so änderte er seine Meinung radikal. Das war kein unechtes Gebiß. Es waren echte Zähne, die fest saßen wie in Beton gemeißelt. Und sie würden seine Haut durchdringen wie Papier, auch das wurde ihm schlagartig klar.

Der Blutsauger ließ sich Zeit. Er quälte den anderen. Er wußte, daß er ein Opfer war, das ihm nicht mehr entkommen konnte. Er brauchte die andere Hand erst gar nicht mehr einzudenken.

setzen, die vier Finger und der Daumen der linken reichten aus.

Er drückte sie zusammen.

Und er zerdrückte zugleich die Haut, das Fleisch, die Sehnen und auch die Knochen des verzweifelten Mannes, der die Schmerzen wie scharfe Messerklingen spürte, die tief in seinen Arm hineindrangen. Sie hielten sich auch nicht allein im Bereich des Gelenks, sie schossen in den Oberarm und erwischten zugleich die rechte Schulter.

Dann war die Starre vorbei.

Albert riß den Mund auf. Er wollte schreien, aber der verdammt Blutsauger besaß noch eine linke Hand.

Sie war da wie ein dicker Knebel, der sich auf Alberts offenen Mund preßte. Aus dem Schrei wurde ein Würgen, das von dumpfen Lauten begleitet wurde.

Albert sah nicht, wie der Bleiche sein rechtes Bein bewegte und blitzschnell zutrat.

Der Landwirt verlor den Kontakt mit dem Boden, er fiel, wurde losgelassen und prallte schwer auf den Boden. Sein Hinterkopf schlug hart auf. Vor den Augen funkteten plötzlich Sterne, die in alle Richtungen hinweg zerplatzen.

Jacques Montfour hatte gewonnen.

Das wußte er jetzt.

Und er konnte sich Zeit lassen. Niemand würde ihn jetzt noch angreifen und durch harte Schläge vertreiben, die zwar keine Schmerzen bei ihm verursacht hatten, ihn jedoch aus dem Konzept gebracht hatten.

Der Vampir war zunächst zufrieden, aber das erste große Festmahl nach dem Erwachen stand ihm noch bevor.

Er beugte sich nieder. Es war ihm erst mal wieder neu, doch verlernt hatte

er nichts. Der Griff seiner linken Hand und der dazu gehörige Druck hatten sein Opfer wehrlos gemacht. Er preßte es gegen den harten Boden und drehte den Kopf des Opfers zugleich so, daß die linke Halsseite freilag.

Es war die Position, die er sich gewünscht hatte, und so beugte er sich tiefer.

Jacques Montfour biß zu!

Es ging plötzlich sehr leicht. Sein Kopf ruckte nach unten. Das Opfer lag perfekt da. Es war auch nicht mehr fähig, sich zu wehren. Der Kampf und jetzt die Angst hatten es starr gemacht.

Albert spürte die Stiche genau. Sie kamen ihm intensiver vor als die Schmerzen. Diese waren zurückgedrängt worden, und seltsamerweise ließen sie auch nach. Etwas anderes war jetzt viel wichtiger geworden. Das harte Saugen, das Zucken der kalten Vampirlippen. Er hörte das Schmatzen, und er schielte dabei mit verdrehten Augen in die Höhe.

Das Fratzengesicht des Vampirs hatte seine Konturen verloren. Es war zu einem hellen, verschwindenden Fleck geworden. Noch einmal bäumte sich das Menschliche in Albert auf.

Irrsinnige Angst durchschoß ihn. Etwas pumpte noch einmal wie ein Hitzestoz in ihm hoch, dann veränderte sich die Welt für ihn.

Es gab keine Schmerzen mehr. Er lag da und floß weg. Das Wissen, hinein in eine andere Ebene zu gleiten, verstärkte sich. Albert wurde wie auf Wellen geschaukelt. Er lag auf der Oberfläche des Wassers, die ihn nicht zu lange wollte und ihn deshalb mit hineinzerre in eine dunkle und feuchte Tiefe.

Sein Gehör hatte sich auf bestimmte Geräusche reduziert. Sie erreichten sein linkes Ohr, und so vernahm er das harte Saugen, das Schmatzen.

Jacques Montfour hatte sich festgebissen. Er genoß es, endlich ein Opfer in seine Gewalt bekommen zu haben. Nahrung, Blut, das er so lange nicht mehr bekommen hatte. Die wenigen Tropfen im Verlies konnte er vergessen. Hier war die Nahrung. Hier saugte er. Hier wurde er satt. Hier konnte er ungestört genießen. Er hatte wieder an seine alten Zeiten angeknüpft, und er dachte auch an seine Bräute, denen es ebenso ergangen war.

Albert Petit rührte sich nicht mehr. Er lag steif unter ihm. Kein Laut mehr drang über seine Lippen. Er war stumm, und er war auch stumm in das andere >Leben< hineingerutscht.

Bis auf den letzten Tropfen saugte Montfour sein Opfer leer. Nichts wollte er verschwenden. Zu lange schon hatte er darben müssen. Nun sah die Zukunft wieder anders aus.

Mit einer gemessenen Bewegung ließ er von seinem Opfer ab und richtete sich auf. Seine Lippen waren blutbefleckt, ebenso die Haut um die Lippen herum.

Er ließ seine Blicke schweifen. Da war die Stille wieder eingekehrt. Kein Huhn war aufgeschreckt worden. Keines konnte sich mehr bewegen. Sie alle waren zu Opfern geworden. Er hatte sie sich geholt, und sie hatten nicht einmal Krach veranstaltet. Wahrscheinlich hatten sie das Böse gespürt und sich deshalb so verhalten. So hatte er sich ihrer annehmen können. Mit einem Handgriff waren sie von ihm getötet worden. Einfach nur die Köpfe abdrehen und das Blut fließen lassen. Aber was war das Blut der Tiere gegen das der Menschen?

Nichts, gar nichts!

Er blickte auf seine Hände. Sie hatten sich an den Innenseiten blutig gefärbt.

Einer war erledigt. Aber es gab noch eine zweite Person auf dem Bauernhof. In seinen Augen glitzerte es, als er daran dachte. Seine Gier war noch nicht gestillt.

Er nahm das Beil mit. Dem Mann auf dem Boden gönnte er keinen Blick mehr. Er war für ihn nur eine kurze Episode auf seinem weiteren Weg gewesen.

Die Frau war noch da.

Und sie wollte er haben.

Sie war eine Person, wie er sie mochte. Diese Frau erinnerte ihn an all seine Bräute, die er früher gehabt hatte. Ihr Blut zu trinken, war für ihn immer wie ein kleines Wunder gewesen, und damals hatte er sich nehmen können, was er wollte. Niemand hatte es geschafft, ihn zu stoppen, und niemand hatte sein Geheimnis gekannt. Selbst Hector de Valois war es nicht möglich gewesen, ihn zu stoppen. Sein Verschwinden oder Weltauchen hatte er selbst eingeleitet. Wie gut dies gewesen war, zeigte sich nun.

Er wußte, daß die Frau Angst hatte. Er spürte es. Er war so sensibel, um ihre Ausstrahlung zu spüren. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Einerseits wußte sie Bescheid und wollte weg, andererseits wollte sie ihren Mann nicht im Stich lassen, und so etwas kam dem Untoten zugute.

Mit lockeren Schritten bewegte er sich durch den Stall. Das Beil hielt er locker in der Hand. Das graue Haar schaukelte auf seinem Kopf, die Spitzen wippten auf den Schultern. Unterwegs wischte er das Blut von seinen Lippen, denn er wollte

der Frau so gegenübertragen wie er es früher immer getan hatte. Stolz, männlich, romantisch und zugleich gefährlich.

Montfour erreichte die Tür des Hühnerstalls. Die Todesstille ließ er jetzt zurück. Er mußte ein paar Meter über den Hof bis zum Haus gehen.

Dort war die Frau. Er hatte ihren Namen einmal gehört. Sie hieß Suzanne. Das gefiel ihm. Er hatte in der Vergangenheit auch mal eine Suzanne gehabt. Ein junges Geschöpf. Tochter eines adeligen Paars. Sie hatte er im elterlichen Garten kennengelernt. Danach hatte er sie im nahen Pavillon verführt.

Die Luft war kühler geworden. Er spürte sie nicht. Hoch aufgerichtet blieb er für einen Moment vor der Tür stehen und drehte seinen Kopf etwas nach links.

In den Zimmern des Hauses brannten jetzt die Lichter. Sie strahlten gegen die Fenster, von denen sich jedes deutlich abhob, wie scharf in das Mauerwerk hineingeschnitten. Vor diesem Licht brauchte er sich nicht zu verbergen. Es stammte nicht von der verfluchten Sonne und besaß auch nicht deren Kraft.

Dem Blutsauger fiel die Veränderung am Haus auf. Auch das leise Geräusch war für ihn zu hören, als die Tür geöffnet wurde. Wenig später sah er, daß sich eine dunkle Gestalt in den Lichtstreifen hineinschob.

Es war die Frau . . .

Montfour blieb stehen. Er glaubte einfach nicht, daß für ihn alles so perfekt lief. Und so hallte sein erfreutes Lachen hinein in die Dunkelheit . . .

\*

Das Gelächter war verstummt. Trotzdem hallte es in Suzannes Ohren noch nach. Es hatte sie irgendwie starr werden lassen. Sie erlebte die innerlichen Schübe der Angst, denen sie nicht ausweichen konnte. Das hier war etwas so Schlimmes, daß sie sich weigerte, darüber nachzudenken, es jedoch nicht verhindern konnte, denn sie hatte genau erkannt, woher diese verfluchte Person gekommen war. Aus dem Hühnerstall.

Wahnsinnige Angst um Albert erfaßte sie. Es konnte nicht sein, daß er die Auseinandersetzung gewonnen hatte. Irgendwie fühlte sich Suzanne auch mitschuldig. Sie hätte ihn nicht allein gehen lassen und mehr darauf dringen sollen, daß er im Haus blieb.

Jetzt war der Vampir da, und er kam auf sie zu!

Ihr war, als hätte die Dunkelheit die Gestalt besonders hervorgehoben. Sie zeichnete sich vor dem Hintergrund ab, und besser zu erkennen war das helle Gesicht. Sie kannte es von der vergangenen Nacht her, nur war der Unheimliche diesmal bekleidet.

Er sprach auch nicht. Das Gelächter hatte ihm gereicht, denn jetzt wußte sie Bescheid. Er bewegte sich lässig, weil er sich seiner Sache völlig sicher war.

Aber Suzanne wollte nicht zu seinem Opfer werden. Sie wollte ihr Blut nicht verlieren. Schon einmal hatte sie sich gegen dieses Monstrum verteidigen können, und der Wille, ihr Leben zu retten, schoß wieder in ihr hoch.

Sie war ein Mensch. Sie besaß zwei Hände und zwei Beine. Sie konnte sich damit verteidigen. Und sie wollte auf jeden Fall versuchen, an Waffen heranzukommen.

Er kam näher, gefährlich näher, und Suzanne fuhr herum, stolperte zurück

ins Haus, hörte sich selbst schreien und wuchtete einen Moment später die Tür von innen wieder zu. Eine Flucht über den Hof bis zum Auto war nicht mehr möglich gewesen. Da hätte ihr der Vampir den Weg abschneiden können.

Sie schloß ab.

Es war eine automatische Bewegung, und sie wußte auch, daß es nicht viel brachte. Wenn der Vampir ins Haus kommen wollte, dann würde er es auch schaffen.

Für einen Moment lehnte sie sich gegen die Wand. Gegenüber hing ein Spiegel. Suzanne sah ihr Spiegelbild und kam sich fremd vor. Sie hatte sich erschreckend verändert. Ihr Gesicht wirkte aufgequollen, die weit aufgerissenen Augen waren durch die Angst gezeichnet.

Plötzlich haßte sie das Licht.

Wieder löste sich ein Schrei von ihren Lippen. Leiser als der draußen. Das Licht war nicht gut für sie. So konnte der Untote ihren Weg durch das Haus verfolgen, da brauchte er nur durch die Fenster zu schauen.

In den folgenden Sekunden bewegte sich Suzanne Petit hektisch. Sie löschte zuerst das Licht im Flur, lief dann in die Zimmer und schaltete die Beleuchtung auch dort aus.

In die einzelnen Räume hinein fiel der schwarze Vorhang der Dunkelheit und setzte sich dort fest.

Nur im Obergeschoß ließ sie die Lampen an. Die Zeit, dort hochzulauen, wollte sich Suzanne nicht nehmen. Sie zitterte, als sie in die Küche schlich. Sie wollte zum Küchenschrank. Darin lagen genau die Waffen, die sie benötigte. Messer unterschiedlichster Größe und Stärke. Auch ein sehr scharfes Fischmesser befand sich darunter.

Dieser Unterschrank stand direkt unter dem Küchenfenster. Wer davor stand, schaute automatisch nach draußen, falls er es nicht vorzog, seine Augen zu schließen.

Daran dachte Suzanne nicht, als sie die Schublade aufriß und das Fischmesser herausnahm. Es hatte einen harten und für die Hand gut geformten Griff und eine Stahlklinge.

Sie rammte die Schublade wieder zu und schluchzte dabei auf. Ihr Blick war zufällig auf das Fenster gefallen, und sie sah, was sich hinter der Scheibe abspielte.

Er war gekommen!

Suzanne Petit hatte damit rechnen müssen, und trotzdem überfiel sie der Schock.

Hinter der Scheibe malte sich sein Umriß ab. Er war sehr nahe an das Fenster herangetreten, und das aus gutem Grund. Er wollte ihr zeigen, wer er war, und er hob jetzt seinen linken Arm an, bevor er die Handfläche gegen die Scheibe drückte.

Es war nicht nur einfach eine Berührung, dahinter steckte mehr. Diese Person wollte ihr eine Botschaft zukommen lassen. Das tat sie zunächst mit einer Hand.

Gegen die Scheibe gepreßt glitt sie von oben nach unten, und sie hinterließ dort eine dunkle, schlierige Flüssigkeit.

Wie Blut!

Wenn es tatsächlich Blut war, dann fremdes, und es mußte von Albert stammen.

Sein Blut!

Suzanne glaubte, sterben zu müssen.

Der Vampir löste die Hand von der Scheibe, trat etwas zur Seite und zeigte durch das Anheben der Rechten, daß er ein besonderes Souvenir aus dem Hühnerstall mitgebracht hatte.

Es war Alberts Beil!

Suzanne kannte es sehr gut. Damit hatte Al stets die Hühner geschlachtet. Sie versuchte herauszufinden, ob auch an dem Beil Blut klebte. Das war nicht der Fall. Eine winzige Erleichterung überkam sie. Wenn Albert ermordet worden war, bestimmt nicht durch das Beil. Zudem hatte das ein Blutsauger auch nicht nötig.

Die Schneide kratzte an der Scheibe entlang. Suzanne erschauerte.

Das Gesicht des Untoten verzog sich. Er zog die Lippen weit zurück, damit seine Zähne sichtbar wurden. Besonders die beiden spitzen und leicht gekrümmten im Oberkiefer fielen auf. Die schaurige Faszination dieses romantischen Vampirs war verschwunden. Jetzt zeigte er sich nur noch als Bestie.

Mit der Zunge leckte er über die Scheibe hinweg. Von oben nach unten. Dabei dicht an der Schneide des Beils vorbei.'

Er lachte.

Ein abgehacktes und auch ekliges Gelächter, das triumphierend klang. Er wußte, daß man ihm nichts mehr anhaben konnte. Er würde seinen Blutweg gehen und zog sich von einem Augenblick zum anderen zurück.

So schnell, daß die Frau dies erst mitbekam, als er nicht mehr zu sehen war. Sie hatte ihn sich nicht eingebildet, denn das Blut außen am Fenster blieb.

Suzanne umklammerte den Griff des Fischmessers.

Was soll ich tun? dachte sie verzweifelt. Kann ich ihn stoppen? Er wird nicht aufgeben, obwohl er verschwunden ist. Es ist nicht mehr wie in der letzten Nacht.

Die breite Klinge des Fischmessers wirkte wie ein Spiegel, und so konnte sie einen Teil von sich sehen. Die Augen, die Stirn, den verschwitzten Haaransatz. Das Kleid klebte an ihrem Körper.

Wieviel Zeit seit dem Verschwinden des Vampirs draußen vor dem Fenster vergangen war, wußte sie nicht.

Plötzlich flog die Tür auf! Suzanne erlebte es in allen Einzelheiten, und es kam ihr zeitlich verzögert vor. Die Tür war nicht mehr zu halten. Die Wucht des Stoßes riß sie aus den Angeln, und sie flog in den Flur hinein.

Auf der Schwelle stand der Vampir und schickte ihr wieder schreckliches Gelächter entgegen ...

\*

Diesmal wird es mir ergehen wie Albert. Nur deshalb ist er gekommen. Er will mein Blut, nur mein Blut, verdammt.

Sie hatte das Messer.

Er besaß die Axt.

Nur nicht mehr lange, denn mit einer schlankernden Bewegung seiner rechten Hand schleuderte sie zu Boden, auf dem sie mit einem dumpfen Geräusch landete.

Er stand im Dunkeln, aber sein Gesicht malte sich ab. Er lächelte, böse und grausam.

Sie hatte das Messer!

Und sie fragte sich, ob es ihr gelingen würde, ihn mit dem Messer zu töten. Ihm die Klinge ins Herz zu stoßen, denn sie hatte mal gelesen oder gehört, daß Vampire durch einen Treffer in das Herz für alle Zeiten vernichtet werden konnten.

Mit einer lässigen Kopfbewegung schleuderte er das lange, graue Haar zurück. Das Lächeln behielt er auch bei

seinen nächsten Worten bei. »So sehen wir uns wieder. Diesmal bin ich stark. Das Blut deines Mannes hat mich stark gemacht. Es ist nicht wie beim letzten Mal, verstehst du? Nun entkommst du mir nicht, schöne Frau!«

Albert ist tot! Er lebt nicht mehr! Er ist zu einem Opfer geworden! Immer wieder schossen Suzanne diese Gedanken durch den Kopf, und sie wunderte sich, weil sie noch fähig war, überhaupt denken zu können. Sie zitterte am gesamten Leib. Durch den Körper zuckten die Ströme, die ihr Blut heiß werden ließen und auch ihre Haut röteten.

Albert gab es nicht mehr. Vorbei die schöne und auch harte Zeit, die sie miteinander erlebt hatten.

Ihr klares Denken setzte aus. Sie stieß einen gellenden Schrei aus und warf sich dem Blutsauger entgegen.

Den Arm mit dem Messer hielt sie vorgestreckt. Die Klinge fuhr in die Gestalt hinein wie durch weiche Butter.

\*

Es tat ihr gut. Es hatte einfach sein müssen. Sie war gegen ihn gefallen und wunderte sich nur, daß die Gestalt nicht zurückkippte. Suzanne hob den Kopf. Es war vorbei mit ihrem aus Haßgefühlen bestehenden Rausch. Etwas hatte sich verändert, und sie hatte das Gefühl, einen anderen vor sich zu sehen.

Sie lehnte noch an ihm. Und dabei steckte das Messer bis zum Heft in seinem Körper. Nicht an der Stelle, wo bei einem normalen Menschen das Herz schlägt, sondern tiefer. Das Metall war durch die Bauchdecke und in die Eingeweide gedrungen.

Suzanne wartete darauf, daß der

Vampir zuckte. Daß Blut aus seinem Maul oder der Wunde strömen würde, wie sie es schon mal in einem Kinofilm gesehen hatte.

Aber das war hier anders.

Es passierte gar nichts. Sie lehnte nach wie vor gegen ihn und war nicht einmal in der Lage, ihn zurückzustoßen, weil er dastand wie ein schwerer Klotz.

Die Zeit wurde ihr so schrecklich lang. Es waren Momente des Schreckens und zugleich des allmählichen Begreifens. Sie erkannte, daß sie sich verrechnet hatte. Ein Vampir war nur auf der Leinwand oder im Buch leicht zu töten, nicht aber in der Wirklichkeit.

Montfour lachte. Böse. Triumphierend. Er legte eine Hand auf ihre Schulter und drückte die Finger nach vorn, die hart und kräftig waren.

Das Lachen verstummte, und er sprach mit ihr. »Hast du gedacht, mich töten zu können? Einfach so? Indem du mir ein Messer in den Körper stößt?« Er lachte wieder und schüttelte heftig den Kopf. »Wie dumm ihr Menschen doch immer noch seid.«

Er gab ihr einen harten Stoß. Wie eine Schaufensterpuppe wurde sie nach hinten geschleudert, hielt sich aber auf den Beinen, konnte sich dicht neben der Garderobe fangen und stellte erst jetzt fest, daß sich ihre Hand vom Griff des Messers gelöst hatte. Die Waffe aber steckte noch im Leib des Vampirs.

Montfour bewegte seine rechte Hand. Locker schlang er die Finger um den Griff. Mit einer zackigen und kurzen Bewegung zog er die Klinge aus seinem Körper.

»Nein«, sagte er, »du kannst alles tun, was du willst; aber ich sage dir,

daß ich stärker bin. Schon dein Mann hat es versucht. Ich traf ihn im Stall. Er ist noch immer dort. Aber sein Blut hat mir neue Kraft gegeben, um dich holen zu können. Jetzt bin ich bei dir. Jetzt können wir abrechnen.«

Die Frau war nicht mehr in der Lage, auch nur ein Wort zu sagen. Sie durchlebte schreckliche und unbeschreibliche Sekunden, als der Vampir auf sie zukam. Das Messer brauchte er nicht. Er hatte es unter seiner Kleidung verschwinden lassen, und er hatte zuvor noch das Beil aufgehoben und es ebenfalls eingesteckt.

Es gab keinen Ausweg mehr. Keine zweite Tür, auch kein Fenster. Suzanne mußte im Flur bleiben, und sie war die Gefangene des Gothic-Vampirs, der jetzt vor ihr stehengeblieben und sie anschauten. Nein, er schaute nicht, er starnte. Er bohrte seinen Blick in ihren, als wollte er den Grund ihrer Seele erforschen oder all die Gedanken lesen, die sie quälten.

Wieder faßte er sie an. Suzanne hatte mit einem harten Griff gerechnet, mit einer Klammer, aber er reagierte völlig anders und überraschend für sie.

Die Hand, die so leicht tötete, war auch in der Lage, sie zu streicheln. Es war die sanfte Berührung eines Geliebten.

Er spielte den großen Verführer. Er drängte sie zurück, bis Suzanne mit dem Rücken gegen die Wand stieß und sie keinen Schritt mehr zurückweichen konnte.

»Wir sind allein«, flüsterte er. »Wir werden auch allein bleiben, aber wir werden all das durchführen, was ich mir vorgenommen habe. Du bist die erste, die erste seit langer, langer Zeit, und deshalb bist du etwas Besonderes für mich. Ich

habe mich entschlossen, dich zu meiner Braut zu machen. Ja, zu meiner Braut. Zu meiner ersten Braut, denn du erinnerst mich an eine andere und auch an viele andere, die noch alle da sind. Man muß sie nur finden, aber ich weiß, wo wir beide sie noch in dieser Nacht suchen werden.«

Suzanne Petit hatte jedes Wort verstanden, auch wenn es flüsternd gesprochen worden war. Nur fiel ihr das Begreifen schwer.

Es war mehr eine Ahnung als ein Wissen. Er hatte wohl zunächst nicht vor, ihr Blut zu trinken, seine Pläne sahen anders aus. Er hatte sich irgendwie verändert. Er spielte plötzlich den Galan, den Verführer, was seine streichelnde Hand unterstrich, die nicht mehr an der Wange geblieben war, sondern ihren Weg nach unten gefunden hatte und die unter dem Kleid versteckten Brüste abtastete.

»Ja, du bist genau richtig!« lobte er sie. »So mag ich die Frauen, so habe ich sie immer gemocht. Wir werden dieses Haus verlassen und von nun an zusammenbleiben. Du kannst stolz auf dich sein, denn ich werde dich zu meiner ersten Braut machen und dir auch eine Macht über andere geben . . .«

Sie hörte zu, aber sie nahm es nicht mehr wahr. Suzanne preßte sich gegen die Wand. Sie war steif geworden, und sie achtete auch nicht auf die Hand, die sich weiter nach unten bewegte und ihren Körper erforschte.

Irgendwo war Suzanne auch der Wirklichkeit entrückt und kam sich vor wie in einem schwebenden Zustand. Aber sie stand noch mit beiden Beinen auf dem Boden. Sie erlebte kei-

nen bösen Traum. Genau das war für sie das Schlimme.

Er nahm ihren Arm. Er lächelte noch immer, und er zog sie mit einer leichten Bewegung von der Wand weg.

»Wir gehen«, sagte er.

»Wohin?«

»Zu mir . . .«

»Und . . . wo . . . ist das?« Sie hatte automatisch gefragt, ohne nachzudenken. Sie erkannte ihre eigene Stimme kaum wieder.

»Laß dich überraschen.«

Suzanne Petit wurde aus dem Haus gezogen, und auch das nahm sie so gut wie nicht wahr. Alles war für sie fremd und anders geworden, und sie hatte einfach das Gefühl, sich nicht mehr durch die Realität zu bewegen, sondern durch eine fremde Ebene der Zeit. Ihrem toten Mann galt nur ein flüchtiger Gedanke. Der Gothic-Vampir hatte es wieder einmal geschafft. . .

\*

Die Strecke war doch recht weit gewesen, und so erreichten wir unser Ziel erst, nachdem es schon dunkel geworden war, was uns beiden nicht gefiel. Es ließ sich nun mal nicht ändern. Im Haus leuchtete nur Licht im Obergeschoß, der untere Bereich lag im Dunkeln.

Wir waren nicht herangeschlichen. Kurz vor dem Erreichen des Ziels stellte ich das Fernlicht an. Es strahlte gegen die Mauern eines alten Hauses, das allerdings gut renoviert wirkte.

Godwin de Salier schüttelte den Kopf. »Du kannst sagen, was du willst, John, aber da stimmt etwas nicht.«

Er deutete nach vorn. »Die Haustür fehlt. Man muß sie herausgebrochen haben.« Er blickte mich an. »Was sagst du dazu?«

»Wahrscheinlich sind wir zu spät gekommen.«

Godwin stimmte mir zu. »Was könnte das bedeuten?«

»Darüber will ich lieber nicht nachdenken.« Indirekt tat ich es doch und fragte: »Die beiden Petits haben hier auf dem Hof allein gelebt und ihn auch bewirtschaftet?«

»Natürlich. Warum fragst du?«

»Keine Kinder?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Laß uns aussteigen.«

Wir stießen die Türen auf. Ich drückte die Tür an meiner Seite zu und schaute zu Godwin hin, der in der rechten Hand seine Armbrust hielt, die bereits mit zwei Pfeilen bestückt war. Er ging ein paar Schritte vom Clio weg, blieb dann stehen und drehte sich auf der Stelle, den Blick immer wieder in die Umgebung gerichtet, ohne allerdings etwas für uns Wichtiges sehen zu können.

Mir fiel die Stille auf, und sie gefiel mir auch nicht, wenn ich ehrlich war. Es war schon die Ruhe des Abends, aber es lag etwas anderes dazwischen, das so leicht nicht erklärt werden konnte. Da mußte ich schon auf mein Gefühl hören.

»Ich sehe mich mal an der Rückseite um, John.«

»Ja, aber sei vorsichtig.«

»Und ob. Aus Erzählungen der beiden Petits weiß ich, daß dort ihre Gemüsefelder und die Obstgärten liegen müssen. Da kann man sich auch verstecken.« Er hob kurz seine Armbrust an, dann verschwand er aus meiner Sicht.

Gespannt näherte ich mich dem Haus. Der Wind streichelte meinen Körper und spielte mit den Haaren. Er brachte einen herbstlich frischen Ge-

ruch mit, aber er roch nicht nach Blut und somit nach dem Erbe des Vampirs.

Godwin de Salier hatte recht behalten. Die Tür war aus der Verankerung herausgerissen und nach innen geschleudert worden. Dort lag sie auf dem Boden.

Auch wenn ich diesen Jacques Montfour noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, ahnte ich, daß nur er diese Verwüstung hinterlassen haben konnte.

Ich dachte an das Ehepaar Petit, das diesen Bauernhof hier bewirtschaftete. Viele Chancen gab ich ihnen nicht mehr. Der Vampir hatte es zum zweiten Mal versucht und diesmal auch gewonnen.

Bevor ich das Haus betrat, zog ich die Beretta. Wenn sich der Blutsauger plötzlich aus seinem Versteck löste, weil er wieder Menschenblut gerochen hatte, wollte ich bereit sein.

Auch das Kreuz hing nicht mehr vor meiner Brust. Es steckte wieder einmal in der Tasche, doch schon bei der ersten Berührung war ich enttäuscht.

Das Metall erwärmte sich nicht. Ein Zeichen, daß keine unmittelbare Gefahr bestand.

Ich hatte keine Lust, das Haus hier unten im Dunkeln zu untersuchen, deshalb schaltete ich das Licht ein. Zuerst im Flur, dann in der Küche, und ich hatte eigentlich vorgehabt, es auch in den nächsten Räumen so zu halten, aber der Blick auf die offene Schublade hielt mich zunächst davon ab.

Ich sah auch den Inhalt. Er bestand aus Messern und Gabeln, wobei die Messer unterschiedlich groß waren. Hatte ein Vampir es nötig, nach einem Messer zu greifen?

Nein, sicherlich nicht. Es war vorstellbar, daß einer der beiden Petits sich hier in der Küche aufgehalten hatte und nach einer Waffe gesucht hatte.

Es war hell genug, um auch Spuren finden zu können. In der Küche fand ich keine. Im Flur allerdings sah es anders aus. Da malten sich einige dunkle Flecken auf dem Boden ab, die tatsächlich aussahen wie geplatzte Tropfen.

Ich bückte mich, es folgte die Fingerkuppenprobe, und ich bekam die Bestätigung.

Es war Blut...

Also war hier etwas passiert. Ein Kampf sicherlich. Ein Kampf zwischen einem Blutsauger und einem Menschen, bei dem es nur einen Sieger geben konnte.

Montfour war hier gewesen, und er hatte es geschafft, sich ein Opfer zu holen.

Meine Gedanken drehten sich um die weitere Durchsuchung des Hauses. Hatte es wirklich Sinn, in allen Zimmern oben und unten nachzuschauen? War der Vampir hier gewesen, um sich zu verstecken und in Ruhe seine anderen Pläne abwarten zu können?

Meine Gedanken wurden unterbrochen, denn hinter mir hörte ich Schritte. Godwin de Salier kehrte zurück. Er räusperte sich, als ich mich umdrehte und zuckte die Achseln.

»Also nichts«, sagte ich.

»Genau.«

»Aber es ist etwas passiert.« Ich zeigte ihm die Blutspuren auf dem Boden.

Der Templer starnte hin. »Es war genau die richtige Spur, und wir sind zu spät gekommen. Verdammtd, zumindest ich hätte wissen müssen, daß er nicht bis Mitternacht wartet, sondern sich

schon mit dem Einbruch der Dunkelheit zufriedengibt.«

»Wir haben getan, was wir konnten ...«

»Nein, nein, John. Wir haben ihn unterschätzt. Und das, obwohl wir hätten wissen müssen, wie gefährlich er ist. Einer, der die Jahrhunderte überlebt hat, findet sich auch in der neuen, für ihn ungewohnten Zeit zu recht, denn die Menschen haben sich nicht verändert. Sie sind die gleichen geblieben. Nur die Umstände sind anders geworden. Aber das ist jetzt egal.«

»Die Petits waren zu zweit«, sagte Godwin.

»Was meinst du damit?«

»Dann haben wir es jetzt mit drei Blutsaugern zu tun.«

Ich konnte auch rechnen, stimmte ihm zu und hörte, wie er den Faden weiterspann. »Auf dem Feld und auch auf dieser Obstwiese habe ich keinen gesehen. Ich kam mir allein wie in der Wüste vor. Aber das Haus ist groß genug, und dann gibt es nicht weit entfernt noch einen Stall, den ich mir allerdings nicht angeschaut habe.«

»Dann mache ich das.«

»Gut. Ich durchsuche mal beide Etagen. Vorhin war es hier unten dunkel.« Er grinste kurz. »Vampire lieben ja die Finsternis.«

»Und schau mal nach, ob du einen Keller findest«, riet ich ihm.

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Dann trennten wir uns...

\*

Schon bei der Ankunft hatte ich den flachen Bau gesehen, der von Godwin als Stall bezeichnet worden war.

Auch hier draußen war ich auf der Hut, auch wenn ich die Beretta wieder weggesteckt hatte. Wenn nötig, konnte ich sie innerhalb von Sekunden ziehen.

Der Wind kam mir jetzt kälter vor. Vielleicht lag es auch an mir. Im Haus war es wärmer gewesen, und so spürte ich die Kälte jetzt stärker.

Vampire sind schlau. Vampire können sich anpassen. Besonders dann, wenn sie satt sind und nicht so sehr von ihrer Blutgier getrieben werden. Das hatte ich alles erlebt, und ich kannte auch ihre schon überirdische Raffinesse. Das hatte ich leider oft genug bei Will Mallmann, alias Dracula n erlebt, diesem Super-Vampir, der König der Blutsauger, mein Todfeind, und durch den Besitz des Blutsteins resistent gegen geweihte Silberkugeln.

Es gab keine Geräusche in der näheren Umgebung.

Im und am Stall bewegte sich nichts. Er hob sich wie eine übergroße Streichholzsachtel vom dunklen Boden ab. Größere Fenster sah ich nicht, dafür die Eingangstür. Im Gegensatz zu der des Hauses war sie geschlossen und auch intakt.

Vor ihr blieb ich stehen. Ich wußte nicht, welche Tiere sich im Stall befanden. Es grunzten weder Schweine, noch muhten Kühe, und es gackerten auch keine Hühner.

Bevor ich die Tür öffnete, warf ich einen schnellen Blick in die Runde.

Ich hätte ihn mir sparen können. Niemand bewegte sich in meiner Nähe. Vom Haus her hörte ich ebenfalls nichts. Nur die erleuchteten Fenster schauten mich wie gelbrote und vier-eckige Augen an.

Die Stalltür ließ sich nur mühsam öffnen. Sie zerrte und schabte noch über

den Boden hinweg, dann hatte ich freie Bahn.

Der Geruch war mir schon draußen aufgefallen. Jetzt - schon halb im Stall - nahm ich ihn direkt und intensiv wahr. Es kam mir vor, als würde er mir direkt ins Gesicht geweht. Er roch nach Hühnerkot, nach altem Stroh, nach Feuchtigkeit, und zudem herrschte eine dumpfe Wärme.

Im Dunkeln durch einen Hühnerstall zu gehen, gefiel mir nicht. Es wunderte mich, daß mein Erscheinen die Tiere nicht aufgeschreckt hatte. Sie lagen ruhig in ihren Legekästen, denn ihre Umrisse malten sich aus dem Stroh hervor ab.

Einen Lichtschalter hatte ich nicht gesehen, also verließ ich mich auf meine kleine Leuchte. Der Strahl erreichte den Boden vor mir, und ich zuckte zusammen, als ich den blutigen Rest und auch die feuchte Blutspur auf dem harten Lehm sah.

Blut paßte zu einem Vampir. Hier war es trotzdem anders. Der Kadaver gehörte einem toten Huhn. Ich leuchtete es genauer an und sah jetzt, daß der Körper regelrecht zerrissen und auch platt getrampelt worden war. Vom Huhn weg malte sich die Spur auf dem Boden ab.

Ich ahnte schon jetzt, daß dieser Hühnerstall nicht so normal war, wie er hätte sein sollen. Nach einem weiteren Schritt leuchtete ich nach rechts in die erste Box.

Dort lag das zweite Huhn!

Auch es bewegte sich nicht mehr. Man hatte es ebenfalls zerrissen. Der Körper bestand aus zwei Teilen, die trotzdem wie ein einziger aussahen, als wären sie im Nachhinein zusammengeklebt worden.

Das Blut war aus den Wunden gelaufen und hatte das unter dem Huhn liegende Stroh genäßt. Mein Weg führte

mich an die dritte, vierte und fünfte Box heran, und dort sah ich das Gleiche. Es gab keine lebendigen Hühner mehr in diesem Stall.

Der Vampir brauchte Blut.

Menschen waren ihm nicht über den Weg gelaufen. Deshalb hatte er die Hühner getötet und wahrscheinlich einen Teil ihres Blutes getrunken. Es konnte auch sein, daß er sich hier versteckt gehalten hatte, um auf seine normalen Opfer zu warten. Es bestand noch die geringe Chance, daß es den Petits gelungen war zu fliehen, doch daran glaubte ich nicht. Nein, hier war etwas anderes passiert.

An die Luft konnte ich mich nicht gewöhnen. Jetzt war sie von dem Gestank des Blutes überdeckt, den ich einfach als ekelig empfand. Eigentlich wollte ich den Stall verlassen, doch mein Gefühl sprach dagegen. Ich griff in die Tasche der Lederjacke, in der das Kreuz steckte.

Diesmal hatte es sich erwärmt!

In der Nähe lauerte ein Feind!

Wahrscheinlich stand ich schon unter Beobachtung, aus diesem Grunde verhielt ich mich auch so wie zuvor. Keine Nervosität zeigen. Es blieb bei der gespannten Ruhe.

Die Stille war eine Belastung für mich. Es fiel mir schwer zu schauspielern und meine Bewegungen genau zu kontrollieren. Nur nicht auffällig werden.

Vor mir war es am dunkelsten.

Ich leuchtete noch nicht hin, aber der Gedanke, daß dort jemand lauern könnte, ließ mich nicht los. Langsam wanderte der Lichtstrahl von rechts her in die entsprechende Richtung. Er glitt über kleine geschlossene Futternäpfe hinweg, über einen feuchten Boden, auf dem das Stroh klebte, und ich dachte daran, daß dieser Stall ruhig mal wieder hätte ausgemistet werden können.

Dann passierte es.

Ich hatte recht gehabt.

Zugleich mit dem Schrei löste sich die Gestalt aus der dunkelsten Ecke des Stalls. Sie rannte auf mich zu, sie hatte es nicht weit, und sie hatte sich bewaffnet.

Mistgabeln gehören in einen Stall. Das wurde mir hier klar, denn ihre drei Zinken waren auf meinen Körper gerichtet, um ihn zu durchbohren . . .

\*

Ich hätte meine Waffe nicht wegstecken sollen!

Das schoß mir durch den Kopf. Nun war es zu spät, um irgendwelche Vorwürfe zu machen, denn der Mann dachte nicht daran, seinen Angriff zu stoppen.

Er rammte während des Laufs die Gabel noch einmal nach vorn, um sicher zu sein, mich zu erwischen.

Ich konnte mich soeben noch zur Seite drehen, spürte aber eine der Außenzinken, wie sie an meiner Jacke zupfte und sich auch darin verhakte.

Ich geriet aus dem Gleichgewicht, stolperte weiter, und der Angreifer gab nicht auf.

Er drehte sich, stieß wieder zu, und diesmal traf er mich auch in Bauchhöhe. Allerdings abgeschwächt, weil ich sofort wieder zurückgewichen war.

Er zog die Gabel zurück.

Der nächste Stoß.

Diesmal ging er ins Leere, denn ich war zur Seite gesprungen. Er holte erneut mit der Gabel aus, nachdem die Zinken über den Boden gekratzt waren und wollte sie mir diesmal von unten nach oben in den Leib rammen.

Ich konnte gerade noch rechtzeitig ausweichen.

Die Mistgabel zischte vorbei.

Der Angreifer keuchte. Er geriet ins Stolpern, kam in meine Nähe, aber er drehte sich sofort nach rechts und schaffte es tatsächlich, mich zu rammen.

Der Stoß warf mich um, auch deshalb, weil ich auf etwas Feuchtem ausglitt. Wahrscheinlich Hühnerdreck. Auf dem Boden war ich für ihn eine sichere Beute. Er hatte ausgeholt. Er wollte mir das Ding von oben nach unten in den Körper stoßen. Seine Gestalt sah ich wie einen Schatten mit einem helleren Gesicht, in dem der Mund weit aufgerissen war. Was da an seinem Oberkiefer schimmerte, waren sicherlich keine künstlichen Beißer.

Der Stoß kam.

Und ich war weg.

Das blitzschnelle Herumrollen auf dem schmutzigen Boden hatte sich gelohnt. Die Zinken huschten über den Lehm und auch kratzend über Steine hinweg. Jetzt machte ihm die Glätte zu schaffen, denn er bekam die Mistgabel nicht wieder so schnell hoch.

Ich hätte jetzt schießen können, aber ich ließ es bleiben. Ich wollte noch etwas von ihm. Als er die Gabel abhob, griff ich zu, und das mit beiden Händen.

Damit hatte er nicht gerechnet. Auch nicht mit der Zieh- und Drehbewegung, mit der ich ihm die Mistgabel entriss. Er taumelte zurück, aber ich hatte das Ding endlich.

Und stand wieder auf den Beinen.

Der Vampir schüttelte sich. Er war im Moment irritiert. Dann aber lachte er, als er auf die Waffe schaute. In seinen Augen schien es zu leuchten, er wußte, daß ihm die Gabel nichts anhaben konnte. Er

war kein Mensch mehr, auch wenn er so aussah.

Ich rammte die Gabel vor.

Damit hatte er nicht gerechnet. Er versuchte noch einen Ausweichversuch, aber er war zu langsam.

Plötzlich steckte sie in seinem Körper und fiel auch nicht heraus, denn sie wippte zwischen uns leicht auf und nieder. Er glotzte nach unten. Dann schaute er hoch - und wich zurück, als er das Kreuz sah, das ich hervorgeholt hatte und jetzt in der Hand hielt.

Aus seinem Mund drang ein Krächzen. Der Mund stand noch immer offen. Die Zunge schlug hin und her, und er prallte gegen einen mit Maschendraht verkleideten Käfig oder Kasten. Seine Hände hatte er um den langen Stiel der Mistgabel geklammert.

Ich hatte den Mann nie gesehen. Aber ich konnte mir denken, wer er war, wollte allerdings auch eine Bestätigung haben.

»Du bist Albert Petit.«

Er hatte mich verstanden, nickte.

»Wo ist Suzanne, deine Frau?«

»Weiß nicht.« Der Mund zuckte, die Augen rollten. Er stand unter einem wahnsinnigen Druck, und ich stellte mir die Frage, ob er tatsächlich wußte, wo sich seine Frau aufhielt.

»War Suzanne auch hier?«

Diesmal erhielt ich keine normale Antwort mehr. Vampirtypisch fauchte er mich an.

»War sie hier?«

Er starnte auf die Gabel. Er scharrete mit einem Fuß. Er duckte sich. Der Anblick des Kreuzes war für ein Wesen wie ihn kaum zu ertragen. So etwas bereitete ihm körperliche Schmerzen, und ich erklärte ihm mit scharfer Stimme, daß er nicht überleben würde.

Wieder sagte er nichts. Nur das

Kreuz behielt er im Auge. Die Furcht vor dem Ende mußte wie ein glühender Nagel in seinem Körper bohren.

Ich wollte und mußte ihn zum Sprechen bringen. Nur er konnte mir berichten, was hier vorgefallen war. Es gab auf dem gesamten Gelände sonst keine anderen Zeugen.

Er begann zu wimmern. Und es war nicht gespielt. Wahrscheinlich war ich ihm mit meinem Kreuz doch zu nahe gekommen. Er sackte vor mir in die Knie, löste die Hände von der Mistgabel und preßte sie gegen sein Gesicht. Mit großer Kraftanstrengung stemmte er sich wieder hoch. Durch diese Bewegung rutschten die Zinken der Gabel aus dem Körper, aber er war trotzdem nicht frei.

Es roch plötzlich nach verbrannter Haut!

Dann schrie der Blutsauger auf. Seine Hände fielen nach unten. Ich sah den Rauch vor seinem Gesicht, und dahinter rollte sich die Haut wie feuchter Schleim zusammen. Er hatte den Kräften meines Kreuzes aus dieser Nähe nicht standhalten können.

Sein Schrei gellte durch den Stall, als sich der Vampir herumwarf und Fersengeld gab.

Er rannte mit brennendem Gesicht auf die offene Stalltür zu. Für ihn war es eine Flucht ins Ungewisse und gleichzeitig ins Verderben.

Sein Kopf wurde von den zuckenden Rauchfahnen umflattert, die sich sehr schnell auflösten. Es war nicht weit bis zur Tür. Ich sprintete ihm auch nicht nach, denn ich wußte, daß er mir nicht entkommen würde. Deshalb ging ich recht langsam.

Er hatte den Hof längst erreicht, als ich noch die Schwelle überschritt. Ich sah ihn, aber ich sah auch einen anderen. Es war Godwin de Salier. Klar,

daß der Schrei des Blutsaugers von ihm gehört worden war. Er hatte seiner Ansicht nach das Richtige getan und das Haus verlassen. Er stand auf dem Hof. Der verletzte und brennende Blutsauger rannte direkt auf den Templer zu.

Darauf hatte Godwin nur gewartet.

Ich sah, wie er beide Arme hob.

Die Armbrust schimmerte für einen Moment. Oder waren es die beiden Pfeile, die er auf die Reise geschickt hatte? Jedenfalls jagten sie auf den Blutsauger zu und trafen so, wie der Templer es hatte haben wollen.

Mitten im Lauf erhielt Albert Petit einen Schlag. Er stoppte nicht wie gegen die berühmte Wand gelaufen, sondern geriet ins Stolpern. Der Körper beugte sich dabei nach vorn, dann konnte er sich nicht mehr auf den Beinen halten.

Hart prallte er auf den Bauch, rutschte noch ein Stück weiter und blieb schließlich vor den Füßen des Godwin de Salier liegen, der nicht noch einmal zu schießen brauchte . . .

\*

Als ich Godwin erreichte, hatte er den Vampir bereits herumgedreht. Ich leuchtete ihn mit der kleinen Lampe an. Sofort fiel mir das Gesicht auf. Es war verbrannt. Von der magischen Hitze zerstört, aber es war noch zu erkennen, wie mir Godwin bestätigte.

»Es ist Albert Petit, mein Gott. Der Himmel sei seiner Seele gnädig, trotz allem.«

Die beiden Pfeile sah ich nicht. Durch ihre Wucht waren sie tief in den Vampirkörper hineingetrieben worden und steckten irgendwo in dieser Masse.

»Das dachte ich mir. Aber wo ist seine Frau?«

Godwin zuckte mit den Schultern. »Ich habe sie nicht gefunden, obwohl ich in jedem Raum war. Auch Jacques Montfour ist verschwunden. Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, daß er Suzanne in Ruhe gelassen hat.«

»Vielleicht sollten wir beide noch mal den Keller untersuchen, oder hast du dort nachgesehen?«

»Nein, habe ich nicht. Es gibt keinen.«

»Verdammtd.«

»Pech auf halber Linie, John. Was befindet sich noch im Stall?« Er schob sein Kinn vor und deutete an mir vorbei.

»Hühner. Tote Hühner. Sie sind von kräftigen Händen zerrissen worden. Ob Montfour es gewesen ist oder Petit, weiß ich nicht. Es ist auch nicht wichtig.«

De Salier strich über seine Augen. »Bleibt die Frau. Sie ist hübsch, ein richtiges Vollweib, wenn du verstehst.«

»Sicher.«

»Und sie ist genau richtig für einen Gothic-Vampir wie eben Jacques Montfour.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich habe mich über ihn informiert. Er ist damals der große Galan gewesen. Die Frauen sind auf ihn geflogen. Ich kann mir vorstellen, daß es sich bis heute nicht geändert hat.«

»Du vermutest also, daß er sie mitgenommen hat, Godwin?«

Er nickte.

»Hm.« Ich brauchte nicht lange nachzudenken. »Dann müßten wir nur den Ort finden, wo sich die beiden aufhalten. Ist im Prinzip ja ganz einfach.«

»Das hast du spöttisch gemeint.«

»Was sonst?«

»Du wirst lachen, John, aber ich kann mir schon vorstellen, wohin er sie geschleppt hat.«

An diesem Abend war ich etwas begrißsstutzig und fragte: »Was meinst du denn?«

Der Templer schnickte mit den Fingern und fragte: »Wo hat denn alles begonnen?«

»Na ja, auf der Landstraße nach . . .«

»Nein, nein, vergiß das.«

Ich winkte mit beiden Händen ab.

»Du denkst an die alte Ruine, die Johnny Conolly besucht hat.«

»Genau die.«

Ich lächelte ihn an. »Nicht schlecht, mein Freund. Das könnte hinkommen.«

»Genau. Ich weiß auch, welche Frage du mir gleich stellen wirst. Die Antwort gebe ich dir schon jetzt. Wir müssen ungefähr eine Stunde fahren, um den Ort zu erreichen. Es kann auch etwas länger werden, aber vor Mitternacht könnten wir noch dort sein.«

»Wunderbar. Und worauf warten wir noch?«

»Ich warte darauf, daß du dich entschließt, mir zu sagen, daß ich das Steuer übernehmen soll.«

»Ich wüßte nichts, was mir lieber wäre . . .«

»Dann los!«

\*

Suzanne Petit erwachte. Obwohl sie sich fühlte wie nach einem langen Schlaf, wußte sie bereits beim Öffnen der Augen, daß sie nicht geschlafen hatte und etwas anderes mit ihr geschehen war.

Sie hatte nur keine Erinnerung. Über ihren Kopf schien eine dicke Glocke gestülpt worden zu sein. Außerdem war sie von einer dichten Dunkelheit umgeben.

Sie war irgendwo, aber nicht zu Hause. Dort war es nicht so dunkel, auch nicht so feucht und klamm. Das war wie in einer Gruft. Ja, gefangen in einem großen schrecklichen Grab, in dem sie bei lebendigem Leibe einen schrecklichen Tod erleiden und dann vermodern würde.

Etwas erschreckte sie. Ein heftiges Flattern in der Finsternis. Dann diese schnappende Berührung an ihrem Gesicht, wie von einer Feder oder Schwinge.

Die Frau erstarnte. Der Schrei blieb in der Kehle stecken, dann atmete sie wieder auf, weil sich das Flattern nicht wiederholte und Ruhe einkehrte.

Ruhe, um die Gedanken ordnen zu können. Es war schon seltsam. Keine Panik, keine Schreie, auch die Angst verging allmählich. Selbst das starke Herzklopfen legte sich. Wie von selbst kehrte die Erinnerung zurück. Sie schaute mit weit geöffneten Augen in die Dunkelheit um sie herum hinein, aber die Schwärze zog sich allmählich zurück, und es erschienen die plastischen Bilder der Erinnerung wie ein Film, der irgendwo im Nichts schwebte.

Sie sah ihr Haus, sie sah sich. Sie dachte an die Angst, ohne sie wirklich zu spüren. Sie sah, wie ihr Mann weg zum Stall ging, und dann erschien er.

Grau- und langhaarig. Mit einem scharf geschnittenen Gesicht. Mit einem breiten und lächelnden Mund, dessen Lippen er geöffnet hielt. So konnte sie die beiden von oben herab wachsenden Zähne sehen wie kleine, helle Messer.

Vampirzähne!

Sie hatte das Messer. Sie hatte auch zugestoßen. Tief in seinen Körper hinein. Er hätte tot sein müssen, doch er war es nicht. Er hatte die Klinge sogar noch aus dem Körper hervorgeholt.

Und dann war er auf sie zugekommen!

Jemand, der es geschafft hatte, den Tod zu besiegen. Ein großer, ein Mächtiger. Ein Mann, ein Macho in der heutigen Zeit, ein Kavalier in der damaligen.

Seine Aura war erschreckend und faszinierend gewesen. Sie hatte es einfach nicht geschafft, ihr zu entgehen. Das Haus, der Garten, selbst ihr Mann waren in diesen Augenblicken vergessen. Sie fühlte sich wie ein Stück Eisen, das von einem Magneten angezogen wurde, und sie hatte nichts dagegen tun können und auch nicht wollen. Da war der andere einfach zu stark gewesen.

Er hatte sie einfach genommen. Wie der Vater ein Kind an die Hand nimmt. Er war mit ihr nach draußen vor das Haus gegangen. Dort war er dann stehengeblieben und hatte sie umarmt.

Nie zuvor hatte sie eine derartige Umarmung erlebt. Sie war wild und trotzdem zärtlich gewesen. Zugleich auch fordernd, und sie hatte nicht einmal versucht, sich zu wehren. Sie war sich selbst fremd geworden, weil sie ihr bisheriges Leben einfach vergessen hatte. Selbst Albert hatte da keine Rolle mehr gespielt, obwohl die beiden in den Jahren ihrer Ehe so viel gemeinsam geschaffen und aufgebaut hatten.

Das war jetzt vergessen. Die Vergangenheit schien einfach ausgelöscht worden zu sein. Nach der starken Umarmung waren die Dinge in Vergessenheit geraten, und sie war erst hier in der Dunkelheit erwacht.

Suzanne wunderte sich nur darüber, daß sie keine Furcht mehr verspürte.

Eigentlich hätte die Dunkelheit ihr angst machen müssen, stattdessen gab sie ihr ein Gefühl der Sicherheit,

Es war tatsächlich so, daß sich Suzanne von der Finsternis ringsum beschützt fühlte. Sie stellte sich auch sehr schnell die Frage, wo sich diese faszinierende Person aufhielt, von der sie hergebracht worden war. Dieser Blick seiner Augen, als er sich das Messer aus dem Leib gezogen hatte. So intensiv, so bohrend, den Grund ihrer Seele aufwühlend, das war ihr völlig neu gewesen und hatte bei ihr ein prickelndes Gefühl hinterlassen.

Die Zähne, der Vampir . . .

Ja, er war ein Blutsauger. Sehr deutlich sah sie es. Aber Suzanne spürte keine Furcht. Statt dessen Faszination, Spannung. Die Frau wußte, daß er sie nicht allein gelassen hatte. Er hatte sie nur an einen geheimnisvollen Ort gebracht, an dem er der Herrscher war.

Suzanne Petit war froh darüber, ihre Gedanken geordnet zu haben. Als es wieder in ihrer Nähe flatterte und etwas über ihren Kopf hinwegstrich, nahm sie etwas wahr.

Als Helligkeit konnte man den Fleck nicht bezeichnen, sondern eher als ein Grau in der Schwärze.

Diesmal zog sie nicht die Faszination des Blutsaugers an, sondern dieser etwas hellere Fleck. Mit sehr vorsichtigen Schritten ging sie darauf zu, denn der Boden unter ihren Füßen war uneben, sehr hart und mit unterschiedlich hohen Steinen bedeckt, und sie mußte achtgeben, nicht zu stolpern.

Der Fleck blieb. Er vergrößerte sich, je näher sie ihm kam. Und dann konnte sie mehr erkennen. Eine kleine Erhebung am Boden, die sich dann nach oben hin fortsetzte. So etwas mußte eine Treppe sein, und es

war eine Treppe, vor der Suzanne mit heftigem Klopfendem Herzen stehenblieb.

Vor ihr lagen die ersten Stufen. Sie sah, daß sie sich in einer Kurve nach oben zogen und hatte sogar den Eindruck, auf der letzten sichtbaren Stufe einen Widerschein zu sehen, der sich bewegte, wie vom Schein einer Fackel oder einer Kerze verursacht.

Ihr wurde plötzlich wieder bewußt, daß sie von einem Vampir entführt worden war. Sie tastete zu ihrem Hals. Aber da war nichts zu fühlen. Die Haut war an der gesamten linken Halsseite normal glatt.

Darüber wunderte sie sich. Ein Vampir brauchte Blut. Warum hatte er es sich nicht von ihr genommen? Sie wunderte sich zusätzlich darüber, daß sie sich nicht fürchtete, sondern schon wild darauf war, ihm gegenüberzutreten.

Mit einer Hand hielt sie sich an der Wand fest, als sie die alten Steinstufen hochschritt. Dort oben am Ende der Treppe, lag die Freiheit oder das neue Leben, das sie erwartete. Jetzt sah sie, daß hinter der ersten Kehre die anderen Stufen tatsächlich von einem flackernden Widerschein erhellt wurden.

Das Licht drang von oben. Bestimmt aus dem Freien. Es mußte von einer oder mehreren Fackeln stammen. Vielleicht auch von einem lodernden Feuer. Je höher sie ging, um so besser sah sie ihre Umgebung. Licht und Schatten huschten jetzt auch an den Wänden entlang und malten dort tanzende Muster.

Niemand kam ihr entgegen, um sie abzuholen, alles blieb still, und sie war auf sich allein gestellt.

Weiter oben verengte sich die Treppe. Nicht von der Form her, sondern weil Geröll herabgerutscht war und ihr die Hälfte der Stufenbreite verbaute.

Das Licht war jetzt heller geworden. Es bewegte sich, es flamme an ver-

schiedenen Stellen auf, und sie sah es nicht im Turm, sondern draußen. Da mußte der Wind wie mit großen Flügeln in die Flammen hineinschlagen, um diese Muster zu erzeugen.

Die letzten Stufen lagen endlich vor ihr. Jetzt zitterte sie wieder, als sie den Rest hinter sich ließ. Es war nicht die Angst, sondern einzig und allein die Erwartung. Sogar die Freude darüber, daß sie jetzt erkannte, wo sie sich befand.

Es mußte das Innere eines Turms sein, zu dem auch das Verlies gehört hatte. Er besaß eine runde Form. Die Wände bestanden aus sehr dicken Steinen, auf denen feuchter Schimmel haftete.

Nach der letzten Stufe blieb sie stehen. Suzanne war ein wenig enttäuscht, denn sie hatte damit gerechnet, von dem Vampir empfangen zu werden. Es fiel ihr ein, daß sie nicht einmal seinen Namen wußte. Dann sagte sie sich, daß er vielleicht außerhalb des Turms auf sie wartete, und setzte sich wieder in Bewegung. Der Ausgang war nicht sehr breit, doch vor ihm leuchtete bereits das erste Feuer.

Direkt daneben blieb sie stehen. Den Blick nach links gerichtet, schaute sie auf die zuckenden Flammen, die auf einer flachen Schale tanzten. Sie war mit einer brennbaren Flüssigkeit gefüllt, die aussah wie dunkles Öl.

Die Flammen schimmerten rot, gelb und auch bläulich. Suzanne mochte die Hitze nicht und trat schnell zur Seite, wobei sie in den Bereich der nächsten Feuerstelle geriet. Es waren nicht die einzigen Flammeninseln. Sie zählte vier weitere auf dem alten Burghof, und jede Schale stand auf einem Stück dieser zur Ruine verfallenen Burg.

Zwischen den Feuern und ein paar Meter vom Eingang des Turms entfernt blieb sie stehen.

Die Mauerstücke der alten Burg verschwammen hinter den Vorhängen der tanzenden Feuer zu verschwommenen Gebilden, aber dort, wo sie die letzten beiden Feuerstellen sah, stand ein Gegenstand, der sie im ersten Moment irritierte.

Suzanne wischte über die Augen, weil sie glaubte, sich geirrt zu haben. Dieses Ding kam ihr fremd vor. Es hätte überall hingepaßt, nur nicht ins Freie, und als sie näher darauf zuging, da sah sie, daß sie sich nicht geirrt hatte.

Auf dem Burghof stand ein Thron.

Breit, wuchtig. Aus Holz gefertigt und mit Schnitzereien versehen. Das Holz war vergoldet. Die wie ein griechisches Omega angefertigte Rückenlehne war mit dunklem Samt überzogen.

Suzanne Petit hatte diesen Thron noch nie gesehen. Sie wußte deshalb auch nicht, zu wem er gehörte, aber er zog sie ebenso an wie der Vampir sie in ihrem Haus angezogen hatte. Sie fand, daß dieser mächtige Thron gut zu ihm paßte.

Nichts konnte sie davon abhalten, auf ihn zuzugehen. Das war schon mit einem Zwang zu vergleichen, dem sie nicht widerstehen konnte und wollte.

Die einsame Frau stieg über die Unebenheiten des Bodens hinweg, den Blick wie gebannt auf den Thron gerichtet.

Seine Sitzfläche war ebenfalls mit Samt belegt. Jetzt, als sie näher heran war, sah sie, wie außergewöhnlich er war. Auf die Umrandung oberhalb der Rückenlehne war noch etwas angebaut

worden. Ein Zeichen, eine Schnitzarbeit, die eine schreckliche Maske zeigte. Eine Mischung aus Totenschädel und Tierfratze mit einem offenstehenden Maul und ebenso weit geöffneten Augen.

Es war nicht das Gesicht des namenlosen Vampirs, eher das eines anderen Dämons, der in den Tiefen der Hölle wohnte.

Suzanne hatte den Thron erreicht. Sie blieb davor stehen und strich mit beiden Händen über die Sitzfläche hinweg.

Niemand hatte ihr bisher gesagt, was sie tun sollte und deshalb nahm sie auf dem Thron Platz. Zu breit und tief war die Sitzfläche schon. Sie schaffte es auch nicht, sich mit dem Rücken dort anzulehnen und blieb deshalb in einer etwas steifen Haltung hocken.

Sie wartete ab.

Je mehr Sekunden verstrichen, um so mehr veränderte sich auch ihr gutes Gefühl. Sie dachte daran, so etwas wie eine Königin zu sein, der dieses verfallene Schloß gehörte. Die Königin, die auf dem Burghof saß und darauf wartete, daß jemand zu ihr kam und sich vor ihr verneigte.

Lange blieb sie nicht allein.

Sie hörte das Geräusch leicht knirschend klingender Schritte. Doch leider hinter sich. Wenn sie sich umgedreht hätte, war die Lehne zu hoch, um etwas erkennen zu können. So blieb sie sitzen und wartete darauf, daß sich jemand meldete.

Es konnte nur der Vampir sein. Er herrschte in diesen verfallenen Mauern.

Sie war sein Ziel. Plötzlich stand er hinter ihr. Sie roch ihn. Seine Ausdünungen besaßen ein besonderes Aroma.

Als wäre altes Blut dabei, langsam zu verdampfen.

Kein Ekel stieg in ihr hoch. Kein Gefühl, sich übergeben zu müssen. Statt dessen überkam sie eine gewisse Erleichterung, weil der Fremde sie endlich besucht hatte.

Sie wartete ab. Die Berührung an den Seiten des Thrones war zu spüren. Hände schleiften darüber hinweg und näherten sich ihr von zwei Seiten, wie Klauen, die sie aus dem Thron hervorheben wollten. Auf ihren Schultern blieben sie liegen und übten dort einen leichten Druck aus.

Suzanne kannte die Hände. Sie hatte sie schon in ihrem Haus gesehen. Sie erinnerte sich wieder daran, wie eine Hand das Messer aus der Wunde gezogen und es danach weggesteckt hatte.

Das Gefühl, die Augen schließen zu müssen, überkam sie so stark, daß sie nicht dagegen ankämpfte. Sie wollte sich einzig und allein den Händen des Vampirs überlassen. Dabei wartete sie schon sehnüchsig auf den Biß. Seine unmittelbare Nähe und seine besondere Aura hatten ihren Willen ausgeschaltet.

Aber die Hände rutschten von ihrem Körper ab. Wieder hörte sie nur die Schritte, da sie die Augen geschlossen hielt. Sie knirschten leise an der rechten Seite des Thrones vorbei und hörten erst auf, als der faszinierende Fremde vor ihr stand.

»Schau mich an!«

Ja, es war seine Stimme. Seine wunderbare Stimme, die bei ihr einen Schauer hinterließ.

So öffnete sie die Augen - und erschrak!

Im ersten Moment hatte sie ihn nicht erkannt. Sie glaubte an einen Spuk aus der Hölle, der sich verkleidet hatte,

denn der Vampir trug eine rote Kutte, über die das Licht der Flammen geisterete.

Die Kapuze hatte der Blutsauger über seinen Kopf gestreift, doch nicht über das Gesicht. Da hinein schaute sie jetzt und war beruhigt, als sie sah, daß kein Fremder vor ihr stand.

Auch in die Augen des Untoten hatte sich das Feuer hineingedrückt. Wie eine zuckende Flüssigkeit bewegte es sich in den Pupillen und strich über die Stirn und den Rand der Kapuze hinweg.

Er lächelte sie wieder an. Diesmal hielt er seine Lippen geschlossen. Er deutete ein Nicken an, bevor er sprach. »Jetzt bist du hier, wohin ich dich haben wollte.«

Suzanne legte ihre Arme auf die hölzernen Sessel Lehnen.

»Wohin hast du mich geschafft?«

»In mein Reich!« erklärte er lächelnd.

Suzanne schüttelte den Kopf. »In . . . in . . . diese verfallene Ruine? Wie kann das angehen?«

»Ich habe hier gelebt. Ich lebe hier immer noch . . .«

»Hast du auch einen Namen?«

»Ich heiße Jacques Montfour.«

Suzanne ließ sich zurücksinken. »Es tut mir leid, aber ich habe den Namen noch nie gehört.«

»Es ist auch lange her, daß man ihn zitternd ausgesprochen hat, meine Liebe. Man dachte, ich wäre tot, aber ich sage dir, daß ich nie weg gewesen bin. Ich war auch nicht tot, ich habe nur meinen Zustand verändern können und es geschafft, all die Jahre in einer anderen Form zu überleben. Das ist mein Schicksal gewesen. Jetzt bin ich wieder da. Mein Reich gibt es noch, und ich weiß, daß die Saat, die ich gesät habe, nicht verlorengegan-

gen ist. Sie liegt hier, und sie wird erwachen. Der alte Fluch kann nicht gelöscht werden. Ich werde wieder herrschen. Ich werde der König sein und dich an meiner Seite als Königin, Braut und auch als Geliebte haben. Du wirst die erste Braut sein, und ich werde dich den anderen Bräuten vorstellen.«

Es dauerte seine Zeit, bis Suzanne das Gesagte verkraftet hatte. Sie ließ es sich noch einmal durch den Kopf gehen, sah den bohrenden Blick auf sich gerichtet und fragte mit leiser Stimme: »Die anderen Bräute, die du gehabt hast?«

»Ja, die von früher.«

»Wer waren sie?«

»Schöne Frauen wie du. Manche von hohem Stand, andere wieder aus den niederen Schichten.« Er breitete die Arme aus. »Sie alle habe ich geliebt, und sie alle liebten mich.«

Suzanne nickte automatisch. »Waren sie denn . . . waren sie . . .«

»Ja, sie gehörten zu mir.«

»Vampire?«

»Richtig.«

»Und was geschah mit ihnen?«

Montfour legte seinen Kopf zurück und begann zu lachen. »Ich werde dir sagen, was mit ihnen passierte. Da mich die Templer und ein verfluchter Hector de Valois jagten, mußte ich sie in Sicherheit bringen. Ich habe sie alle vergraben und tat dies mit dem Versprechen, sie wieder zu holen. Heute Nacht werde ich dieses Versprechen einhalten, und dann werden sie die Zeuginnen unserer Bluthochzeit sein . . .«

\*

Es war still geworden. Montfour wollte seine Worte wirken lassen. Suzanne fühlte sich wie betäubt und im Bann einer fremden Kraft. Mit sicherem Instinkt wußte sie, daß der Untote nicht gelogen hatte.

Er war der König, der Herrscher. Er hatte die Kontrolle über alles, und er war auch in der Lage, die Toten oder die nicht Toten aus den Gräbern zu holen. All seine Gespielinnen, die ihm in die Arme gelaufen waren und von ihm den Biß bekommen hatten.

»Es waren nur Frauen?« flüsterte Suzanne.

»Ja, denn sie liebte ich am meisten. Ihr Blut ist etwas Besonderes. Es ist so süß, so schmackhaft, und ich habe mich daran laben können. So werde ich mich auch an deinem Blut laben. Ich rieche es bereits. Es tost durch deine Adern. Es läuft, es ist warm. Es wird mir die Kraft geben, die ich brauche.«

»Du hast Blut getrunken?«

»Ja. Von deinem Mann. Ich mußte es haben, um stark zu werden, denn ich habe zu lange dürsten müssen.«

Sie verstand es. Ja, sie verstand diesen Wahnsinn und wunderte sich über sich selbst. Es war logisch nicht zu begreifen, allerdings war ihr die normale Logik seit der vergangenen Nacht verlorengegangen. Ihr eigentliches Leben schien schon Jahre zurückzuliegen. Es berührte sie nicht, was mit ihrem Mann geschehen war. Dieser Montfour hatte die volle Kontrolle über sie bekommen.

»Wann werde ich deine Braut werden?«

Er schaute zum Himmel hoch. Über die dunkle Fläche zogen Wolken hinweg. Sie konnten den Vollmond nicht verdecken, der wie ein einsames Auge nach unten strahlte und die Ränder der Wolken mit seinem bleichen Licht

übergroß, so daß sie wie geisterhafte Gebilde wirkten.

»Um Mitternacht werde ich dich zu meiner Königin machen.«

»Was ist mit deinen Bräuten?«

»Sie werden zuschauen, wie ich es dir schon gesagt habe. Ich hole sie aus ihren Gräbern hervor. Überall hier liegen sie verteilt, und es wird dir eine Freude bereiten, zuzuschauen.«

»Ja, ich bin gespannt.«

Der Bann des Blutsaugers war nicht gebrochen. Die lange Zeit als Fledermaus hatte ihm nichts anhaben können. Seine Macht war konserviert worden.

Noch einmal schaute er zum Himmel.

Der Mond stand fast senkrecht über ihnen. Montfour reckte ihm die Hände entgegen, als wollte er ihn aus seiner Position auf die Erde holen.

Suzanne spürte, daß etwas passieren mußte. »Ist es soweit?« fragte sie flüsternd.

»Ja, es beginnt . . .«

Er schenkte ihr noch ein breites Lächeln. Für einen Moment erschienen wieder seine spitzen Zähne. Der Drang, von ihnen berührt zu werden, stieg wie eine Flamme in ihr hoch. Sie wollte ihn bitten, es sofort zu tun, aber Jacques hatte sich bereits zur Seite gedreht und bewegte sich mit langsamem Schritten in die Dunkelheit des Burghofs hinter dem Feuer hinein.

Suzanne Petit blieb auf ihrem Thron. Noch war sie ein Mensch - noch. Aber sie sehnte sich mit jeder Faser ihres Körpers danach, endlich die Braut des Vampirs zu werden . . .

\*

Das kalte Neonlicht der Tankstelle ließ unsere Gesichter fahl und bläulich wirken. Diese Tankstelle war wirklich zur rechten Zeit aufgetaucht, denn der Sprit ging zur Neige.

Godwin de Salier war mit mir ausgestiegen. Während ich am Wagen stand, vertrat sich der Templer die Beine. Die Hände hatte er in die Taschen seiner Lederjacke geschoben. Er schaute mich nicht an. Sein Blick war stets zur Seite gerichtet und zugleich verlor er sich in einer imaginären Ferne.

Ich hätte gern gewußt, mit welchen Gedanken sich Godwin beschäftigte. Ich hatte während der Fahrt das Gefühl bekommen, daß er mir etwas verschwieg und nun darüber nachdachte, ob er es dabei belassen sollte.

Der Tank war voll. Ich zog den Zapfhahn heraus und hängte ihn an der Säule ein. Um diese Zeit war die Tankstelle noch besetzt, allerdings mußte ich an einer Außenkasse zahlen. Durch eine Sprechmembrane konnte ich mich mit dem älteren Mann unterhalten. Als ich das Wechselgeld aus dem Schieber nahm, erkundigte ich mich, wie weit es noch bis Camon war.

»Wenn Sie schneller fahren als erlaubt, sind Sie in einer Viertelstunde da, Monsieur.«

»Danke.«

»Keine Ursache.«

Ich drehte mich herum, sah Godwin jetzt am Clio stehen und noch immer zu Boden schauen. Ich blickte auf meine Uhr. Wir hatten uns eigentlich vorgenommen, das Ziel vor Mitternacht zu erreichen. Das würde nicht mehr klappen, denn in fünf Minuten war die Tageswende erreicht.

Erst als ich die Wagentür aufzog, wandte Godwin sich mir zu und

sprach. »Wir sollten uns beeilen, John.«

»Ich weiß, aber wir kommen trotzdem zu spät. Vor Mitternacht ist das nicht mehr zu schaffen.«

»Das habe ich befürchtet.«

Beim Einsteigen fragte ich: »Weißt du eigentlich noch mehr?«

»Was soll die Frage?«

Ich fuhr an. »Weil ich einfach das Gefühl nicht loswerde, daß du mir etwas verschweigst, was mit Jacques Montfour in Zusammenhang steht.«

De Salier verzog die Lippen. »Ja, ja, von deinen Gefühlen habe ich gehört.«

»Ich habe mich meistens darauf verlassen können, das darfst du nicht vergessen. Auch hier bin ich ganz Ohr.«

Der Templer schwieg. Er wirkte nachdenklich. Ich gab ihm auch die Zeit und konzentrierte mich wieder aufs Fahren.

Als ich Godwin seufzen hörte, wußte ich, daß er mir eine Antwort geben würde. »Montfour war mal ein Templer!«

Ich zeigte so gut wie keine Reaktion. Ich fuhr nicht schneller, ich trat auch nicht auf die Bremse, ich hielt einfach nur den Mund und fuhr ruhig weiter.

Das paßte Godwin nicht. »Warum sagst du nichts?« fragte er. »Hat es dich nicht überrascht?«

»Nein, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Interessant.«

»Weißt du, Godwin, ich habe mir etwas Ähnliches schon gedacht. Ich will dich nicht kritisieren, auch den Abbé nicht, aber ihr seid, wenn ich das so sagen darf, mit gebremstem Schaum an den Fall heran gegangen. Ihr habt euch nicht so hineingehängt. Wie soll ich sagen? Der Abbé war nicht so emotionell aufgeladen. Er

kam mir ein wenig deprimiert vor. Nur ist es nichts Neues für mich, daß ein Templer den falschen Weg gegangen ist. Es gibt ja nicht umsonst die beiden Gruppen.«

»Er war Vampir und Templer.«  
»Genau.«

»Das ist schlimm genug«, flüsterte de Salier. »Noch schlimmer ist, daß er überlebt hat.«

»Das hat der Abbé nicht gewußt.«

De Salier strich über sein Haar. »Doch, er hat es gewußt, aber es ist in Vergessenheit geraten. Bloch ist gut informiert. Er kennt die Vergangenheit unseres Ordens, das alles stimmt. Aber er hat nicht mit einer Rückkehr gerechnet. Er war der Meinung, daß es keinen lebenden Montfour mehr geben würde. Wie auch immer. Erst als wir Besuch von den Petits erhielten und sie davon sprachen, wer sie angegriffen hatte, da war er sicher, daß es sich um Montfour handelte.«

»Was ist mit meinem Anruf gewesen?«

»Klar, auch. Aber er hatte noch Zweifel. Und plötzlich schämte er sich. So muß es gewesen sein. Er schämte sich für einen Mann, für dessen Existenz er nichts konnte. Jetzt weißt du, wie die Dinge genau liegen. Vielleicht hat er dir auch deshalb nichts gesagt.«

Ich schüttelte leicht den Kopf. »Es ist schon seltsam. Irgendwie hatte ich mehr Vertrauen erwartet.«

»Du hast recht, John. Nur wollte er dich nicht beeinflussen. Außerdem bin ich noch bei dir.«

»Hättest du mich denn aufklären sollen?«

»Im Zweifelsfall schon.«

»Das ist ja jetzt passiert«, sagte ich und fragte weiter: »Muß ich noch mehr

wissen?«

»Nein, das denke ich nicht.«

»Auch Montfour hat eine Vergangenheit. Etwas muß ihn in dieses Vampirdasein hineingetrieben haben. Man wird nicht aus Spaß Vampir. Kennst du seine Vergangenheit?«

»Nicht genau. Ich weiß nicht, wie es dazu kam, daß er zu einem Blutsauger wurde. Jedenfalls hat er als Vampir seine Zeichen gesetzt, wenn auch nicht so offen. Es gibt keine Überlieferungen, in denen zu lesen steht, daß man ihn durch die Luft fliegen sah, aber man hatte Angst vor ihm, und es sind auch Frauen verschwunden. Er war der Galan, der romantische Liebhaber, eben der Gothic-Vampir. Er hat seine Opfer nicht angelockt oder heimlich überfallen. Er brauchte eigentlich nicht viel zu tun. Die Frauen schmolzen dahin, wurden zu seinen Opfern, und wenig später kam für sie das böse Erwachen.«

»Er hat ihr Blut gesaugt.«

»Was sonst, John?«

»Laß mich weitersprechen. Er hat das Blut seiner Opfer getrunken. Das ist alles nachvollziehbar, aber er hätte Spuren hinterlassen müssen. Weibliche Vampire, die sich auf die Suche nach anderen Opfern machten. Das ist dieser Kreislauf, den du auch kennst. Warum hat es bei ihm nicht geklappt?«

»Wer sagt dir, daß es nicht geklappt hat?«

»Ist davon nichts hinterlassen worden?« fragte ich. »Wußte der Abbé wirklich nichts davon?«

»Ich denke nicht. Was immer er mit seinen Bräuten angestellt hat, sie haben sich kein Blut geholt. Jedenfalls sind diese Dinge nicht überliefert. Es gibt keine Geschichten über weibliche Vampire, die um Chateau Montfour herum ihr Unwesen getrieben haben.«

Ich wunderte mich. »Wo sind sie dann geblieben?«

»Genau das ist das Problem.«

Ich wußte zunächst nichts darauf zu sagen, sammelte meine Gedanken und sprach sie schließlich aus. »Aber da gab es jemand, der genau Bescheid gewußt hat. Ich denke an Hector de Valois.«

»Einverstanden. Er muß ihn gejagt haben. Aber er hat ihn nicht erwischt. Auch ein Hector de Valois war nur ein Mensch. Jetzt aber bist du auf der Welt, John. Man sieht dich als den Nachfolger an, was du letztendlich auch bist. Du mußt das fortsetzen, was de Valois nicht gelungen ist. Wir alle meinen, daß er nicht mehr die Schreckensherrschaft einführen darf, die er mal ausgeübt hat.«

»Ja, dazu müssen wir ihn finden.«

»Die Spur ist gut.«

»Warum?«

Godwin de Salier räusperte sich kurz. »Sag mir einen Ort, an dem er sich wohler fühlen könnte als zwischen den Ruinen des ehemaligen Chateaus. Dorthin hat er sich zurückgezogen. Da hat ihn dein Patenjunge Johnny Connolly als Skelett entdeckt. Letztendlich kannst du ihm dankbar sein. Wäre Johnny nicht so neugierig gewesen, hätte sich Montfour voll und ganz entfalten können.«

»Hat er das nicht schon? Er hat das Blut dieses Albert Petit getrunken. Er hat sich gestärkt. Wir müssen davon ausgehen, daß Suzanne Petit entführt wurde. Sie befindet sich jetzt in der Gewalt des Blutsaugers.«

»Ja, er hat sich eine neue Braut geholt.«

Nach dieser Antwort schwieg ich. Es war mir unvorstellbar, daß der Vampir untätig geblieben war. Ich nahm an,

daß er sie längst angefallen und ihr Blut getrunken hatte. Auszusprechen brauchte ich es nicht, denn de Salier verfolgte sicherlich die gleichen Gedanken wie ich.

Ich sah, wie Godwin etwas unruhig wurde, durch die Scheiben schaute und versuchte, sich in der Dunkelheit zu orientieren.

»Wir müßten gleich dort sein,« sagte er.

»Okay, sag den Weg!«

»Verdamm!« Er zischte das Wort und alarmierte mich damit. »Man kann es sehen, glaube ich zumindest. Schau mal nach rechts und . . .«

Ich hatte schon hingesehen, und meine Augen weiteten sich. Bisher waren wir nicht eben von der Dunkelheit angetan gewesen, sie hatte mehr versteckt als gezeigt, aber in diesem Fall erwies sie sich auch als großer Vorteil.

Rechts der Straße, zwischen den Hügeln - ob nah oder weit, war nicht genau zu erkennen - sahen wir rötlichen Schein, der über die Gegend hinweg floß. Er blieb zwar an einer Stelle, schien sich aber zu bewegen. Manchmal sahen wir ihn deutlicher, dann wiederum wurde uns von der Landschaft der Blick darauf genommen.

Ich hielt an, als ich den rötlichen Schein besonders deutlich sah. Auszusteigen brauchte ich nicht. Ich konnte an Godwin vorbei schauen, und bevor ich eine Frage stellte, gab er mir schon die Antwort.

»Das Feuer ist ungefähr dort aufgeflackert, wo wir auch hin müssen. Da in etwa liegen die Ruinen.«

»Sehr gut. Was ist mit dem Weg dorthin?«

»Es führt gleich einer nach rechts.

Über ihn kannst du auch bis Camon fahren. Nur ist der Ort nicht zu sehen. Seine Lichter werden durch die Hügel verborgen, aber der Schein müßte dort sein, wo sich die Ruine befindet.«

»Kannst du dir schon einen Grund vorstellen?«

»Nein.«

»Ich auch nicht, Godwin, aber den werden wir bald herausfinden.«

Ich startete wieder, und der Templer berührte mich kurz am Arm. »Nichts überstürzen, John. Montfour ist gefährlich. Das hat er bewiesen, und ich glaube, daß er nicht nur einen Trumpf in der Hinterhand hält.«

Egal, was Godwin auch zu sagen hatte, ich war endlich von einem gewissen Jagdfieber gepackt worden . . .

\*

Schlagartig veränderte sich Suzanne Petit. Sie saß noch immer auf diesem verdammt Thron, doch ihr war, als hätte sie aus dem Unsichtbaren hervor einen harten Stoß bekommen, der sie nicht nur äußerlich, sondern mehr noch innerlich erschüttert hatte.

Da war das Tuch von ihrem Bewußtsein weg gerissen worden. Sie war wieder in der Lage, klar und nüchtern zu denken. Der Bann des Vampirs hatte sich gelöst. Plötzlich sah sie alles klar, und sie merkte jetzt auch, in welcher Lage sie sich befand.

Das Feuer, die Dunkelheit dahinter und dazwischen. Das alte Gemäuer, über dessen Steine der Widerschein huschte und den Ruinen so etwas wie ein Eigenleben gab. Dieser Ort war nicht nur schaurig, er war einfach entsetzlich. Es war ein Platz zum Sterben.

Sterben?!

Sie wollte nicht sterben. Es sollte ihr nicht so ergehen wie ihrem Mann.

Sie hatte ihn nicht gesehen, aber sie wußte mit einer erschreckenden Intensität, daß er tot war. Das hatte ihr vorhin nichts ausgemacht, aber jetzt sah sie alles klarer, und als sie den Kopf leicht nach links bewegte, da sah sie die Gestalt, die für alles verantwortlich war.

Die Gestalt in der Kutte!

Es war Montfour. Er hatte seine Hände in die weiten Öffnungen der Ärmel geschoben und stand starr da. Über sein Gesicht huschte mal das helle Flackerlicht, dann geisterten die Schatten darüber hinweg. Sie machten es zu einer Grimasse, da hätte er gar nicht seine obere Zahnreihe zeigen müssen, bei der zwei Zähne so prägnant waren.

Suzanne wußte, was ihr bevorstand. Ein Vampir lebte vom warmen und frischen Blut seiner Opfer. Sie war das Opfer. Sie würde den tödlichen Biß bekommen. Er hatte sie auf seinen Thron gesetzt, denn er wollte sie zu seiner Braut machen.

Auf einem Thron zwischen Ruinen zu sitzen, kam ihr vor wie ein Hohn. Sie war hier keine Königin, sie war das glatte Gegenteil davon. Ein Opfer, das der Vampir mit seinen kalten Blicken betrachtete. Dabei kam er auf sie zu. Die Blicke glitten weiterhin über ihren Körper hinweg, und sie kam sich irgendwie nackt vor. Entblößt. Nicht nur vom körperlichen her, auch von der Seele her. Sie gestand sich ein, daß diese Gestalt Macht über sie bekommen hatte. Da konnte sie unternehmen, was sie wollte, er war immer stärker.

Erst als er sie fast erreicht hatte, blieb er stehen, streckte die Arme vor und legte seine Hände auf ihre Schultern.

Suzanne schloß die Augen. Es war eine instinktive Geste, die möglicherweise eine Flucht bedeuten sollte, es aber nicht sein konnte. Nicht einmal eine Flucht nach innen, denn er war bei ihr sowohl körperlich als auch seelisch präsent.

»Sieh mich an!«

Es war ein Befehl. Suzanne konnte ihm nicht widerstehen. So öffnete sie die Augen und sah sein Gesicht direkt vor sich. Sehr nahe waren sie sich. Sie sah ihn nicht nur, sie spürte ihn auch, und von ihm ging etwas Böses aus. Mit einer kurzen Kopfbewegung schleuderte er seine rote Kapuze zurück, und jetzt sah sie das graue Haar, das bis auf seine Schultern fiel. Die scharfen Gesichtszüge waren die gleichen geblieben, die Augen ebenfalls. Die Faszination war geblieben, doch Suzanne verfiel ihm nicht mehr. Plötzlich dachte sie so normal wie jeder andere Mensch. Die Faszination hatte sich in eine beklemmende Furcht verwandelt.

Er zeigte seine Zähne, und er sprach dabei auch. »Du wirst hier auf dem Thron zu meiner Braut werden, Suzanne.«

Sie schüttelte den Kopf und schloß die Augen.

»Doch, es gibt keinen Ausweg für dich. Ich habe es beschlossen, und alle anderen werden unsere Trauzeugen und auch Zuschauer sein. Du bist für mich die Schönste und zugleich der Wiederanfang.« Er berührte jetzt ihr Kinn.

Mit einem leichten Ruck hob er ihren Kopf an. Sie öffnete die Augen.

»Hast du gehört, Suzanne?«

»Ich will nicht!«

»Du mußt!« flüsterte er ihr ins Gesicht. »Es gibt für dich keine andere Möglichkeit mehr.«

»Nein, ich . . . ich . . . kann nicht.«

Blitzschnell griff er mit der rechten Hand zu. Kinn und beide Wangen wurden von den irgendwie tot wirkenden Fingern berührt, und mit hartem Griff zog er sie zu sich heran. Suzanne wurde hochgezogen, stand schließlich und wurde von dem Blutsauger festgehalten. Seine Hände umfaßten jetzt ihre Ellenbogen.

Er brachte seine Lippen dicht an ihr rechtes Ohr. Zugleich drückte er sie herum. »Schau genau zu, meine Liebe. Sieh immer her. Ich habe dir vorhin von den anderen erzählt, die unserer Hochzeit beiwohnen wollen. Sie werden es auch tun, denn sie wollen nicht mehr länger in der Tiefe der Dunkelheit vergraben sein. Sie kommen . . .«, eine kurze Kunstpause, »jetzt!«

Was all die Zeit unter der Erde verborgen gewesen war, bekam nun den Drang ins Freie.

Die Gräber auf dem alten Burghof öffneten sich . . .

\*

Das war nicht nur wie im Horrorfilm, nein, das war schlimmer. Zumindest für Suzanne, die Zuschauerin.

Die Erde brach auf!

Nicht wie bei dem Ausbruch eines Vulkans oder eines Geysirs. Hier lief alles langsamer ab. Was dort unten so lange gelegen hatte, kroch nun unter Anstrengungen und großen Mühseligkeiten wieder ins Freie. Es war tot und trotzdem nicht tot. Irgendwie lebte es, und der Schein des Feuers geisterte darüber hinweg.

Suzannes Blick fiel auf zwei unheimliche Gestalten, die ihre alten Gräber verließen.

Sie krochen heraus. Die Erde war von unten her aufgestoßen worden.

Kleine Steine rollten zur Seite. Ein Stück Fels oder Mauer lockerte sich dabei, blieb jedoch stehen, was die aus dem Boden kriechende Gestalt ausnutzte, denn sie streckte einen Arm in die Höhe und schaffte es, den oberen Rand des Mauerstücks zu umklammern.

Daran zog sie sich hoch!

Ein Windstoß drückte die in der Nähe stehende Flamme auf die Gestalt zu. Suzanne stockte der Atem, als sie die Gestalt genauer sah.

Die langen Jahre im Grab hatten ihre Spuren hinterlassen, doch dieser weibliche Vampir war nicht verwest. Aus der Erde war eine bleiche, mit alten Stoffetzen bedeckte Gestalt hervorgekrochen. Mit schmutzigen Haaren, mit dreckverschmiertem Gesicht, aber auch versehen mit dem Drang zu töten, und Blut zu trinken.

Den Mund hielt diese Braut nicht geschlossen. Über die Unterlippe rollten kleine Lehmklumpen hinweg und fielen vor den Füßen zu Boden. Die verfilzten Haare hingen bis in die Stirn und auch über die Augen hinweg. Die Gestalt hatte jetzt das Grab verlassen. Erde rollte wieder zurück, sie blieb stehen und drehte sich. Dabei geriet der untere Teil ihres Gesichts noch deutlicher in den Widerschein des Feuers hinein. So war der Mund sehr gut zu erkennen, aus dem die beiden spitzen Blutzähne wuchsen. Sie warteten darauf, sich endlich in Fleisch schlagen zu können, um danach das warme Blut zu schlürfen.

Eine zweite Gestalt kam von der Seite und ging mit tappenden Schritten in die Nähe des Throns, als wollte sie ihren Herrn und Meister begrüßen.

Der Vampir hielt Suzanne noch immer fest.

»Es sind zwei meiner Bräute. Sie sehen nicht mehr so schön aus wie damals, aber sie haben nichts vergessen, und ich werde dafür sorgen, daß sie wieder aufblühen können. Es ist der Lauf der Dinge. Ich habe nichts verlernt. Derjenige, der mich jagte, ist tot, ich aber bin noch da, und die heutige Nacht wird für mich zu einem Riesenfest, zu einem perfekten Blutfest.«

Suzanne sagte nichts. Durch ihren Kopf jagten die Gedanken. Das darf nicht wahr sein! Das ist unmöglich! Das ist nicht die Wirklichkeit...

Es war trotzdem real.

Nicht nur der Druck der Hände an ihren beiden Ellenbogen. Sie nahm auch den Geruch wahr, der ihr von diesen beiden schrecklichen Gestalten entgegenwehte.

Es war der Gestank nach Grab und Verwesung. Nach altem Fleisch, von Würmern und Maden zerfressen.

Aber nicht nur vor ihr waren die blutleeren Gestalten aus den Gräbern gekrochen. Die gleichen Geräusche hörte sie auch hinter ihrem Rücken und von der Seite her.

Das Erraten von Gedanken schien Montfour leichtzufallen, denn er sagte: »Sie sind alle gekommen. Sie alle haben meine Rückkehr gespürt, und sie alle wußten, daß nun der Zeitpunkt reif war, die Dunkelheit *zu* verlassen. Sie wollen zuschauen. Sie sind unsere Trauzeugen. Sie freuen sich darüber, wenn sie sehen, daß ich mir eine weitere Braut hole.«

Suzanne schwieg. Sie hatte alles gehört und gesehen, und sie war auch in der Lage, ihre eigene Situation einzuschätzen. Nicht alle Blutsaugerinnen hatten ihre Gräber verlassen. Einige krochen noch heraus.

Sie kamen...

Sie stöhnten.

Erste Laute überhaupt, und dieses Stöhnen war für Suzanne wie ein Startschuß.

In den letzten Sekunden war der Griff des Untoten nicht mehr so hart gewesen. Suzanne nutzte es aus. Sie half sich mit den einfachsten Mitteln. Beide Arme winkelte sie an und rammte sie nach hinten. Die Ellbogen trafen auf Widerstand. Montfour wurde überrascht. Er kippte zurück.

Sie hörte den Fluch.

Suzanne Petit floh!

\*

Möglicherweise hatte es früher einmal einen direkten Weg zur Burg oder auch zur Ruine gegeben. Das stimmte heute nicht mehr, denn jetzt war alles zugewachsen, überwuchert, auch sehr steinig.

Hier also hatte sich Johnny herumgetrieben, dachte ich. Glücklicherweise vor einigen Tagen. Hier wäre er mitten in eine Hölle hineingesprungen.

Godwin de Salier war alles andere als entspannt. Leicht verkrampt saß er neben mir. Die Armbrust hatte er auf sein Knie gelegt.

Wir wußten nicht, was Jacques Montfour vorhatte. Klar, er würde sich das Blut der Suzanne Petit nehmen, aber warum in dieser Umgebung? Weshalb machte er es so kompliziert? Auf dem Bauernhof hätte er es einfacher haben können.

Für mich lag auf der Hand, daß er bestimmte Pläne hatte.

Ich hielt den Wagen neben einem Hang an, in den sich einige Büsche gekrallt hatten.

»Gut«, lobte mich Godwin.

»Was ist gut?«

»Daß wir den Rest zu Fuß gehen werden.«

»So fallen wir nicht auf.«

Den Clio hatten wir verlassen, aber es ging nicht schnell weiter, denn Godwin hielt mich an der Schulter zurück. »Nur nicht so eilig, John . . . Wir sollten uns trennen.«

»Nicht schlecht. Hast du dir auch vorgestellt, wie die Dinge dann laufen könnten?«

»Ja, das denke ich schon.« Er beugte sich nahe an mich heran. Die Augen glänzten wie im Fieber. Es war das Jagdfieber. Danach flüsterte er mir seinen Plan zu . . .

\*

Es ging alles sehr schnell. Zumindest hoffte Suzanne, daß die Dinge so ablaufen würden, wie sie es sich in den folgenden Sekunden vorgestellt hatte. Von Montfour zumindest hatte sie sich befreien können. Damit war der Weg nach vorn frei.

Sie wußte nicht, wie schnell er war. Da mußte sich Suzanne auf sich selbst verlassen, und sie würde alles an Kraft einsetzen, um dem Horror zu entwischen.

Suzanne lief in die Lücke zwischen zwei Feuerschalen hinein, und erst als sie die passiert hatte, hörte sie die Reaktion des Blutsaugers.

Er schrie etwas. Hastige Worte, die Suzanne nicht verstand.

Sie mußte versuchen, die dunklen Stellen auf dem alten Burghof zu erreichen. Erst dann konnte sie einen richtigen Fluchtweg suchen.

Die Worte des Wiedergängers waren nicht erfolglos geblieben. Sie hatten seinen Bräuten gegolten, die es gewohnt waren, von ihm Befehle entgegenzunehmen.

Eine drehte sich um.

Suzanne war mitten im Lauf. Sie konnte nicht mehr ausweichen, auf

einmal sah sie die Gestalt dicht vor sich, und sie tat das einzig Richtige.

Beide Arme schlug sie nach vorn. Die Finger hatte sie gespreizt. So sah sie für einen Moment die Gestalt dahinter ziemlich eingeschränkt, aber sie zielte genau.

Alle Finger erwischten das widerliche Gesicht der Untoten. Das Gefühl des Ekels stieg in ihr auf. Obwohl sie das Gesicht nur kurz berührt hatte, widerte es sie an. Diese alte, kalte und auch schmutzige Haut. Die fremde Gestalt kippte zurück. Sie drehte sich dabei noch nach links, als wollte sie bewußt den Weg für Suzanne freimachen.

Die Frau nutzte die Gelegenheit. Sie sprang über den fallenden Körper hinweg und hatte tatsächlich freie Bahn. Sie konnte bis zu einem der höheren Mauerreste laufen, im Moment stand ihr niemand im Weg.

Sie hätte nach rechts schauen sollen.

Dort kletterte die zweite »Braut« auf eine hüfthohe Mauer. Sie stand dort wie ein bleiches Gespenst, bevor sie sich kurzerhand fallen ließ und den Körper dabei streckte.

Der Aufprall erwischte Suzannes Rücken.

Damit hatte sie nicht gerechnet. Ihr Herz blieb stehen. Als sie am Boden lag und sich das Kinn aufgeschürft hatte, war ihr klar, daß sie noch lebte.

Suzanne erkannte auch etwas anderes. Sie war zu langsam und zu schwach gewesen, die anderen hatten sie jetzt. Nicht einmal die Beine konnte sie anziehen, denn ihre Knöchel wurden von Vampirhänden festgehalten. So stark, daß sich Suzanne nicht einmal drehen konnte, und darauf basierte der Plan der Bräute. Zwei weitere kamen auf sie zu.

Im Flackerschein der Flammen wirkten die Gestalten aus den Gräbern

riesig. Monströse, eklige Zombies mit verzerrten Gesichtern und spitzen Zähnen.

Ihre Hände hatten sie nach vorn gestreckt, die krummen, bleichen Finger sahen aus wie erstarrte Würmer, die dann nach unten stießen, als sich die Gestalten fallen ließen.

Suzanne schrie nicht einmal. Es ging alles zu schnell. Die widerlichen und halb verwesten Körper fielen auf sie. Zum erstenmal spürte sie die Blutsauger so nahe bei sich, und sie merkte, wie die Hände über ihren Bauch, die Brüste und auch den Hals hinwegglitten.

Die Gestalten keuchten, sie knurrten, und sie behinderten sich gegenseitig, weil jede zuerst an das frische Menschenblut herankommen wollte.

In diesen Augenblicken wünschte Suzanne sich, sterben zu können. Verzweifelt versuchte sie, ihren Hals zu schützen. Sie wußte ja, daß Vampire am liebsten dort bissen. Auch da irrte sie sich. Scharfe Krallen waren dabei, den Stoff ihres Kleides aufzureißen, um an die nackte Haut zu gelangen.

Eine Untote lag fast quer über ihrem Bauch. Sie hatte den Mund weit aufgerissen, das Gesicht schwebte über einer von Suzannes Brüsten, und war zum Biß bereit.

Plötzlich verschwand es! Eine Hand war erschienen. Sie hatte die Gestalt in die Höhe gerissen. Eine kurze Drehung nach links, dann flog die Untote wie ein alter Lappen zur Seite.

Montfour hatte eingegriffen und bewiesen, daß er es war, der hier das Sagen hatte.

Er griff sich auch die anderen beiden Bräute und wuchtete sie zur Seite. Dabei war es ihm egal, ob sie über den Boden rutschten oder gegen das Mauerwerk prallten. Er wollte seine Schau

durchziehen und sich durch niemand stören lassen.

Suzanne Petit zerrte er als nächstes in die Höhe. Auch sie dachte nicht daran, sich zu wehren. Zudem wäre es ihr nicht möglich gewesen. Er schüttelte Suzanne heftig durch, wobei diese Bewegungen auch auf ihn selbst übergingen.

»Ich regiere hier! Mir gehört dieses Schloß. Und niemand redet mir rein. Hier wird nur getan, was ich will. Ich habe beschlossen, das Blutfest auszurichten, und dabei bleibt es. Wir beide sind die Hauptpersonen, und es wird dir nicht gelingen, zu flüchten, das schwöre ich dir.«

Er drehte sie wuchtig um und drückte sie dann hart nach vorn, zwang sie, vor ihm herzugehen.

Sein Ziel war der Thron!

Tränen rannen aus Suzannes Augen. Sie trübten ihren Blick, doch der Vorhang besaß Lücken. Sie sah, daß die Bräute sich wieder aufgerichtet hatten. Ihnen war nichts passiert. Gierig glotzten sie auf ihren Herrn und Meister, der seine neue Braut immer näher zum Thron schob.

Suzanne war hilflos in seiner harten Umklammerung.

Am Thron standen noch zwei. Sie mußten an einer anderen Stelle aus dem Boden gestiegen sein, denn Suzanne hatte sie zuvor noch nicht gesehen.

Kurz vor dem Thron drehte der Blutsauger seine neue Braut um und gab ihr einen Stoß.

Suzanne schrie auf, als sie auf den Thron fiel. Sie sah Montfour vor sich. Ein Entkommen war nicht mehr möglich. Und von der Seite her näherten sich die weiblichen Vampire.

Zwei auf der rechten, drei auf der linken Seite des Throns. Wächter und Zeuginnen eines Bisses, der einen

Menschen in ein Monster verwandeln würde.

Jacques Montfour war in seinem Element. Er stemmte seine Hände auf die vorderen Enden der beiden Lehnen und drückte Kopf und Oberkörper vor, um ihr sehr nahe zu sein.

Suzanne konnte nicht weiter zurück. Die hohe Lehne hinderte sie daran. Jetzt gab es nur sie und den Wiedergänger, der sich auf sein Mahl freute, und triumphierend grinste. Sie sah seine graue Zunge, die schlängelgleich aus dem Mund zuckte und sich kreisend bewegte.

Vor mehr als zwei Jahrhunderten hatte er es geschafft, die Frauen auf eine derartige Weise zu faszinieren. Das war nach seiner Rückkehr auch nicht verlorengegangen, aber Suzanne Petit dachte jetzt anders darüber. Sie stand jetzt nicht mehr unter seinem Bann.

Er streichelte sie.

Ebenso hätte sie der Tod mit seiner Knochenklaue berühren können. In ihrem Körper zog sich alles zusammen, und sie erschauerte.

»Du bist schön«, sagte er. »Du bist einfach zu schön. Ich muß dich haben ...«

Suzanne sagte nichts, sie war am Ende. Todesangst erfüllte sie. Sie nahm gar nicht richtig wahr, daß ihr Kleid zerrissen war, ihre nackten Brüste zu sehen waren und der Stoff auch über den Beinen weit nach oben gerutscht war. Das alles war in diesem Moment auch nebensächlich. Es gab nur noch den Blutsauger und damit auch die Angst vor einer schrecklichen Zukunft.

Mit beiden Händen faßte er sie an. Er wollte beim Biß nicht auf die breite Sitzfläche klettern. Deshalb zog er den steifen Frauenkörper an sich.

Suzanne hatte sich in ihr Schicksal

ergeben. Er war zu stark, und seine alten Bräute schauten zu.

»Reif bist du!« flüsterte er. »Reif für den Blutbiß!«

So schlimm die Worte auch waren, sie stimmten. Noch einmal sah sie das Leuchten in seinen Augen, dann packte er zu und hob sie etwas an. Seine Kraft war mit der eines Menschen nicht zu vergleichen. Bei ihm klappte alles mit einer gewissen Leichtigkeit. Suzanne konnte ihm nichts entgegensetzen. Sie schloß die Augen. Das tat sie auch, wenn sie eine Spritze beim Arzt bekam. Suzanne wollte dieses Gesicht nicht mehr sehen.

Noch ein Ruck.

Eine Drehung des Kopfes, dann war ihre Haltung für ihn perfekt. Er öffnete seinen Mund weit, er wollte jeden Tropfen mitbekommen, aber es kam nicht dazu.

Der Vampir hörte die Stimme:

»Laß sie los, Montfour!«

\*

Es war mir bestimmt nicht leichtgefallen, den Weg ungesehen zurückzulegen. Das Feuer hatte mir zwar den Weg gewiesen, aber um mich herum war es dunkel. Eine Ruine ist nicht so glatt wie ein Fußballfeld. So mußte ich Umwege gehen, bekam jedoch auch Gelegenheit, hinter Mauerresten Deckung zu finden.

Godwin de Salier war verschwunden. Er suchte einen anderen Weg, und ich vertraute ihm. Er war ein Kämpfer, der mir bestimmt Rückendeckung geben konnte, deshalb vergaß ich ihn.

Nicht vergessen konnte ich die schrecklichen Gestalten, die sich zwischen den Feuern bewegten. Schon beim ersten Blick fiel mir auf, daß es keine normalen Menschen waren. Montfour hatte es tatsächlich ge-

schafft und die alten Bräute aus der Tiefe der Erde hervorgeholt, um seinen Schutz zu haben. Sie gingen schwankend, denn sie mußten sich zunächst an das neue Dasein gewöhnen. Ich unterschätzte sie keinesfalls. Sobald sie Blut rochen, und das war das meine, würden sie sich wie ausgehungerte Ratten auf mich stürzen. Das Kreuz »brannte! Immer wenn ich mit der Hand darüber hinwegstrich, spürte ich seine Hitze. Es reagierte auf das Böse, das sich in dieser Gegend auf dem verfallenen Burghof versammelt hatte. Es lag hier kompakt wie ein dichter Schleier, in den ich hineinging.

Ich hatte noch mitbekommen, wie der Vampir sein Opfer zu einem Thron geschleift hatte. Die Frau mit den langen Haaren mußte Suzanne Petit sein. De Salier hatte sie mir kurz beschrieben. Ich erinnerte mich, daß seine Augen dabei geglänzt hatten und seine Stimme weicher als normal geklungen hatte.

Er schien Suzanne zu mögen. Ich mußte sie einfach befreien. Es reichte aus, daß ihr Mann von diesem verdammt Schicksal erwischt worden war.

Sie saß auf dem Thron. Ich konnte es sehen, da ich mich von der Seite her näherte. Zwischen dem Thron und mir hielten sich die beiden alten, blutleeren Gestalten auf, die für mich zunächst einmal nicht wichtig waren.

Ich schlich langsam näher.

Mit einer oft geübten Bewegung zog ich das Kreuz aus der rechten Tasche hervor. Es klappte alles wie bestellt, aber der wichtigste Schritt war noch nicht getan.

Dann kam der entscheidende Moment.

Der Vampir zog die Frau zu sich heran. Er legte sie auch zurecht, ich kannte

das, aber ich war leider noch zu weit vom Ort des Geschehens entfernt.

Dann rief ich den Satz!

Dieser Ruf änderte alles. Montfour, der Vampir, hatte nicht damit gerechnet. Er verharrte wie eingefroren in seiner Haltung.

Auch seine Bräute hatten mich gehört, und sie rochen jetzt mein Fleisch, da ich sehr schnell auf sie zugegang. Sie fuhren herum - und sahen das Kreuz!

Ich hielt es in der linken Hand. Es strahlte und schien den Widerschein der Flammen in sich hineinsaugen zu wollen.

Auf ihren Gesichtern huschte der Glanz hin und her, Er machte sie zu Masken mit offenen Mündern, so daß sie mich mehr an Plastiken erinnerten. Sie sahen nur so aus wie Menschen. Tatsächlich waren sie es nicht. Da strömte kein Atem aus ihren Mäulern. Sie standen da wie unter Schock.

Ich ging weiter und sprach dabei meinen zweiten Befehl laut aus. »Weg von ihr, Montfour!«

Was ich nicht für möglich gehalten hatte, passierte jetzt. Er ließ die Frau los, die auf der breiten Sitzfläche des Thrones zusammensackte.

Der alte Vampir aber richtete seinen Blick auf mich. Nein, nicht auf mich. So staunend konnte er mich einfach nicht ansehen. Etwas anderes hatte ihn in diesen Zustand versetzt.

In den folgenden Sekunden fiel mir auch auf, was er meinte. Es war mein Kreuz!

Sein Blick fraß sich daran fest. Die Augen wirkten wie Kugeln. Sie waren so leblos, so starr. Vergleichbar mit denen einer Leiche. Die Lippen zitterten wie bei einem Menschen, der etwas sagen wollte, sich jedoch nicht traute.

Ich war nicht mehr weitergegangen und hatte mich so hingestellt, daß ich seine Bräute wie auch den Blutsauger selbst unter Kontrolle hielt. Montfour erholte sich von seiner Starre.

Plötzlich konnte er sprechen.

»Das . . . das . . . Kreuz . . .«, flüsterte er. Er schüttelte sich, als wollte er den Anblick wegwischen. »Ich . . . ich. kenne es. Ja, zum Teufel, ich kenne es genau. Es kann nicht sein.« Das Gesicht verzerrte sich. »Nein, es kann nicht sein!«

»Doch!« widersprach ich.

»Aber de Valois . . .«

»Ist tot!« kam ich ihm zuvor. »Ja, es stimmt alles. Hector de Valois lebt nicht mehr.«

»Und das . . . das . . . Ding da?«

»Gehört mir. Er hat einen Nachfolger erhalten. Ich bin es. Ich war einmal Hector de Valois. Ich habe dich schon damals gejagt, Montfour. Das ist eine Tatsache, Aber das Schicksal ist auch gerecht. Was ihm damals nicht gelungen ist, werde ich in dieser Nacht beenden. Es mag auch Schicksal gewesen sein, daß du erwacht bist. Aber irgendwann hat auch das Schicksal für jeden von uns ein Ende.«

Er trat zurück.

Plötzlich war Suzanne Petit nicht mehr wichtig für ihn. Ihn hatte die Vergangenheit eingeholt.

Auch Suzanne hatte bemerkt, daß in ihrer Umgebung eine Veränderung eingetreten war. Sekunden zuvor hatte sie noch wie ein hilfloses Bündel auf dem Thron gelegen. Jetzt zog sie die Arme an und richtete sich wieder auf. Sie schaute über die Lehne hinweg. Sie sah mich, aber sie konnte mit mir nichts anfangen.

»Keine Angst, Suzanne, Sie werden nicht zu seiner Braut. Das verspreche ich Ihnen.«

Eine Reaktion bekam ich nicht. Sie floh auch nicht, sondern duckte sich zitternd vor Angst.

»Ich hasse de Valois!« schrie der Blutsauger. Seine Stimme hallte auch von den Resten der Mauer auf dem Burghof wider. Er schüttelte den Kopf, er ballte die Hände und richtete seinen Blick auf den vollen Mond, um bei ihm um einen neuen Kraftstoß zu bitten.

»Ich hasse ihn noch immer. Und ich bin bei ihm gewesen. Ich habe seine Spur aufgenommen. Ich war dort, wo hin er sich zurückgezogen hat. Ich habe ihn nicht gefunden. Der Sarg war leer. Da wußte ich, daß ich lebe und er tot ist.«

»Dafür bin ich erschienen, Montfour. Mit seinem Kreuz, das nun mir allein gehört.«

Noch immer hielt er den Arm ausgestreckt. »Ich wollte ihn töten. Ich allein. Wer bist du?« »John Sinclair!«

»Ein Niemand. Ich kenne dich nicht!«

Ich ging einen Schritt vor. »Es ist auch nicht wichtig, daß wir uns genau kennenlernen, Montfour. Ich weiß nur, daß Kreaturen wie du nicht auf dieser Welt bleiben dürfen. Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, sie zu vernichten.«

Er heulte auf.

»Packt ihn!« brüllte er den Bräuten zu. »Packt ihn! Trinkt sein Blut! Leert ihn bis auf den letzten Tropfen!«

Es war genau die Sekunde, in der ich hätte eingreifen müssen, ich tat es nicht, weil mich ein anderer davon abhielt.

Die Stimme des Templers hallte über unsere Köpfe hinweg. Godwin de Salier mußte sich einen strategisch günstigen Punkt ausgesucht haben. »Nein, Montfour, nein! Mein Freund

ist nicht allein gekommen. Ich bin noch hier, ich, ein Templer. Und du weißt selbst, was du an unserem Orden verbrochen hast!«

Der zweite Schock für Montfour. Er duckte sich wie unter einem harten Schlag. Danach spähte er in die Runde und hielt angespannt Ausschau nach dem Templer.

Der saß im Dunkeln.

Eigentlich hätten die Vampirbräute mich angreifen müssen, doch auch sie waren überrascht, und wieder griff Freund de Salier ein.

»Kümmere dich nicht um sie, John! Das mache ich! Weg aus der Schußlinie!«

Da wußte ich, was die Stunde geschlagen hatte. Die beiden Bräute standen auch nicht zu nahe bei mir. Ich duckte mich, um de Saliers Rat zu befolgen, als ich bereits das Zischen dicht an meinem Ohr hörte und aus dem Augenwinkel wahrnahm, wie eine der beiden Untoten zusammenbrach, von zwei Pfeilen mitten in die linke Brustseite getroffen.

Der Weg zu Jacques Montfour war frei!

\*

Godwin de Salier saß wirklich günstig. Er hatte auch die nötige Zeit gehabt, sich diesen Platz auszusuchen. Irgendwie kam er sich dabei vor wie ein Jäger auf dem Schießstand. Er konnte aus der Höhe seine Pfeile verschießen. Das Licht der Feuer gereichte ihm dabei zu einem wunderbaren Vorteil.

Die erste Untote hatte er fallen gesehen, als bereits die beiden nächsten Pfeile auflagen.

Wieder schoß er.

Die zweite kippte.

Es war diejenige Gestalt, die dicht neben der ersten gestanden hatte. An der anderen Seite des Throns war zu sehen, wie Montfour die Flucht ergriff, John Sinclair ihm aber auf den Fersen blieb.

Drei waren noch übrig.

Sie hatten nicht richtig mitbekommen, was überhaupt passiert war. Außerdem konnten sie nicht so denken wie ein normaler Mensch. Sie wollten Blut, und das lag in der Gestalt einer gewissen Suzanne Petit zum Greifen nahe vor ihnen.

Sie sprangen auf den Thron zu. Dabei blieben sie dicht zusammen. Besser hätte es für Godwin nicht kommen können.

Er hatte sich jetzt auf der breiten Mauer aufrecht hingestellt. Er zielte schräg von oben nach unten, und die Pfeile rasten durch die Luft.

Sie trafen wieder.

Zwei jagten genau in die bleiche Stirn einer Blutsaugerin hinein, die versucht hatte, nach Suzanne zu greifen. Suzanne wollte über die Lehne zur freien Seite neben dem Thron klettern, als eine Hand gegen ihren Rücken schlug und sich im Stoff festkrallte.

Sie wurde wieder zurückgezogen.

Etwas huschte dicht über ihren Körper hinweg, und dann steckten wieder zwei Pfeile im Kopf der Braut. Die Klaue erschlaffte. Suzanne war frei. Sie warf sich einfach nach vorn und ließ sich auf den Boden fallen.

Eine Braut war noch da!

Die letzte, die erst jetzt merkte, daß ihre Chance nur in einer Flucht bestehen konnte. Sie drehte sich auch, um wegzulaufen und damit aus dem Feuerschein herauszukommen.

Die Pfeile waren schneller.

Sie trafen den Rücken und drangen bis zum Herz. Von seinem erhöhten

Platz aus sah die Salier die Wiedergängerin noch vortaumeln, gegen eine Mauer prallen, dann brach sie zusammen.

Aus, geschafft!

Der Templer unterdrückte einen Siegesruf. Mit einer geschmeidigen Bewegung sprang er zu Boden und lief dorthin, wo sich Suzanne Petit soeben aufrichtete und wahrscheinlich noch nicht richtig begriff, daß sie lebte.

Der Templer half ihr hoch.

Dann nahm er sie in die Arme!

\*

Montfour war doch schneller gewesen, als ich gedacht hatte. Der Anblick des Kreuzes mußte ihn in regelrechte Panik versetzt haben. Da waren wohl alte Erinnerungen wieder hochgestiegen. Es ging ihm nicht mehr um den Kampf, sondern ums nackte Überleben.

Während ich ihn verfolgte, mußte ich daran denken, daß Johnny Conolly ein Fledermaus-Skelett in diesem Verlies hier unter der Ruine entdeckt hatte. Er hatte auch von einem fliegenden Schatten gesprochen, gesehen vom Fenster des Schulheims. Für mich gab es da nur eine Lösung. Montfour war in der Lage, sich in eine Fledermaus ungeahnter Größe zu verwandeln. Genau das wollte ich verhindern. Ich kannte das verdammte Spiel von Dracula II her.

Noch sah ich ihn als Mensch. Er war schnell, er kannte sich hier aus, und er sprang geschmeidig über die Hindernisse hinweg.

Ich stolperte ein paarmal. Er konnte die Distanz vergrößern. Ich sah, wie er auf den Turm zulief.

Und plötzlich war er weg!

Ich lief noch ein paar Schritte, sah ein, daß es keinen Sinn hatte, und blieb

stehen.

Ja, der Turm warf schon seinen Schatten gegen mich, so nahe war ich an ihn herangekommen. Am Himmel leuchtete der Vollmond, als wollte er dem Bösen noch einmal Kraft verleihen.

Es war still geworden. Selbst hinter mir, aus der Nähe des Throns hörte ich nichts. Die Bräute würden für immer schweigen.

Wo war er? Ich ging um eine schiefe Säule herum. Ich stellte mir noch einmal vor, wo ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Dabei geriet die quer stehende Mauer in mein Gesichtsfeld. Dahinter war Montfour verschwunden.

Es wäre dumm gewesen, hin und her zu laufen. Ich würde ihn hören, wenn er seine Flucht fortsetzte. Noch konnte er sich nicht lautlos bewegen.

Tatsächlich hörte ich etwas!

Ein so typisches Geräusch, das mir leider nicht neu war. Ich hatte es bei Dracula II schon erlebt, wenn er floh. Meistens hatte er sich dann bereits in eine Fledermaus verwandelt.

Ich kletterte auf den Mauerrest. Die Krone war nicht glatt. Hier stachen die Steine unterschiedlich hoch aus dem Verbund.

Automatisch fiel mein Blick in die Tiefe.

Da war er.

Jacques Montfour befand sich noch mitten in der Metamorphose. Er war weder Mensch noch Fledermaus. Bei seiner Verwandlung hatte er so etwas wie ein Zwischenstadium erreicht. Der Kopf mit dem bleichen Gesicht eines Menschen, aber der Körper glich bereits dem einer Fledermaus, wobei die Arme zu Schwingen geworden waren.

Ich ließ mich fallen und sprang zugleich nach vorn.

In diesem Augenblick drehte er sich herum, und dann prallte ich mit den Füßen zuerst auf ihn . . .

\*

Ich hätte gern sein Gesicht getroffen. Aber ich war nicht zielgenau gesprungen und hatte den bleichen Fleck verfehlt. Mit den Schuhen landete ich auf einem weichen Widerstand, der sich zuckend unter mir bewegte. Es war schwer, das Gleichgewicht zu finden. Ich fiel leider zurück und stieß gegen die Mauer.

Er kam hoch!

Mensch und Fledermaus zugleich. Ein riesiger dunkler Rochen, der vor mir flüchten wollte. Er hätte es auch geschafft, aber seine Schwingen bewegten sich zu langsam.

Auch für das Kreuz.

Ich sprang vor und hängte mich an die rechte Schwinge. Mein Gewicht reichte aus, um ihn nach unten zu ziehen. Ich hörte ihn dabei schrill schreien, wobei nicht feststand, ob es die Stimme einer Fledermaus oder eines Menschen war.

Der Vampir gab nicht auf. Grotesk wirkte auf mich, wie er die linke Schwinge bewegte und so vom Boden abhob. Er bildete einen schrägen Schatten über meinem Kopf, und er besaß noch immer das menschliche Gesicht.

Angst peitschte ihn.

Das war kein Gesicht mehr. Das war die Todesfurcht vor der Vernichtung, die nicht lange auf sich warten ließ.

Er »fraß« das Kreuz!

So mußte es für einen Betrachter aussehen, als ich es in sein weit geöffnetes Maul hineinrammte. Es paßte fast, es klemmte fest, und es fiel nicht mehr nach unten.

Der Kopf explodierte in einem hellen Strahlen. Er wurde regelrecht atomisiert. Ich sah das Licht, und ich sah noch die wenigen Partikel, die in verschiedene Richtungen wie Rußflocken davonflogen. Vor, neben und über mir flatterten Schatten, doch es waren keine normalen Schwingen mehr. Die hatten sich bereits durch die Macht meines Erbes zu Asche aufgelöst, die zu Boden rieselte.

So hatte Hector de Valois letztendlich doch noch gewonnen und das Erbe des Fluchs gelöscht. . .

\*

Neben dem Thron standen die beiden Menschen. Godwin de Salier hielt Suzanne Petit noch immer in den Armen. Es war gut so, und es tat ihr auch gut.

»Ich sah Licht«, sagte er zu mir.

Lächelnd schaute ich auf das Kreuz in meiner rechten Hand. »Ja, zuerst das Licht. . .«

»Und dann?«

»Die Asche, Godwin.«

Er schnaufte durch die Nase. »Wunderbar, John, sehr gut. Ich habe es mir gewünscht.«

»Du wirst lachen, ich auch.«

»Wenn du willst, kannst du dir die Reste der ungewöhnlichen Bräute anschauen.«

»Sind alle weg?«

»Ich kam nicht umhin. Der Wind hat das meiste von ihnen weggetrieben.«

»Was ist mit Suzanne Petit?« fragte ich.

»Ja«, sagte der Templer leise. »Sie wird wohl zu einem Problem werden. Ich denke, daß man sie jetzt nicht allein lassen kann. Oder was meinst du?«

Bevor ich antwortete, lächelte ich.

»Da hast du wohl recht. Sie hat zu viel hinter sich und darf nicht allein bleiben. Hast du schon eine Idee, was mit ihr geschieht?«

»Ich denke mir, daß ich sie mitnehmen kann.«

»Wohin?«

»Nach Alet-les-Bains.«

»In die Männergesellschaft der Templer?«

»Weiß ich, ist auch nicht für immer.« Er zwinkerte mir zu. »Außerdem möchte ich dich bitten, beim Abbé ein gutes Wort für mich einzulegen.«

Mein Lächeln verstärkte sich. »Du magst sie, nicht wahr?«

»Merkt man das nicht, John?«

»Klar. Ich werde sehen, was ich für dich tun kann. Danke auch für deine Hilfe. . .«

E N D E des Zweiteilers